W.
83
a

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0001-0
DFG

ô le Wegehaupt
Hansw. u. Reinhh

Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0002-5
DFG

71/7665

Das

goldene

A B C

dargestellt in Bildern

aus dem Natur- und Menschenleben.

Nebst erklärendem Texte

und

beigefügten **Räthseln und Charaden.**

Zur

Beförderung eines gewandteren Lesens sowie zur belehrenden Unterhaltung

für

die liebe Jugend.

Anhang:

Fünf kalligraphische Musterblätter

in

deutscher und englischer Schrift.

Düsseldorf,

Verlag von August Wm. Schulgen.

Buchdruckerei von Herm. Voß.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Das goldene ABC

dargestellt in Bildern

aus dem Natur und Menschenleben

Nebst erklärendem Texte

Zur Beförderung eines gewandteren Lesens
so wie zur belehrenden Unterhaltung
für

die liebe Jugend

Düsseldorf
VERLAG von AUGUST Wm. SCHULGEN.

J.B. Sonderland fec. 1849 Lith. Anst. v. W. Severin.

Rara

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

K. W. 1633
2

14 · 567

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0006-7
DFG

Aal. Adler. Aehre. Affe. Ackersmann. Acker. Ackerpferde. Anker. Angel. Aprikose. Apfel. Armbrust. Ast. Aster. Art.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0007-2

B. b.

Bär. Ball. Band. Bandmesser. Bank. Becher. Beil. Biene. Birne. Blüthe. Blumenliebhaber. Blumentöpfe. Bohr: Brille. Brief. Buch.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0009-7

Cacaobohnen. Canarienvogel. Camellia. Casuar. Chamäleon. Chinese. Capelle. Citrone. Clausner.

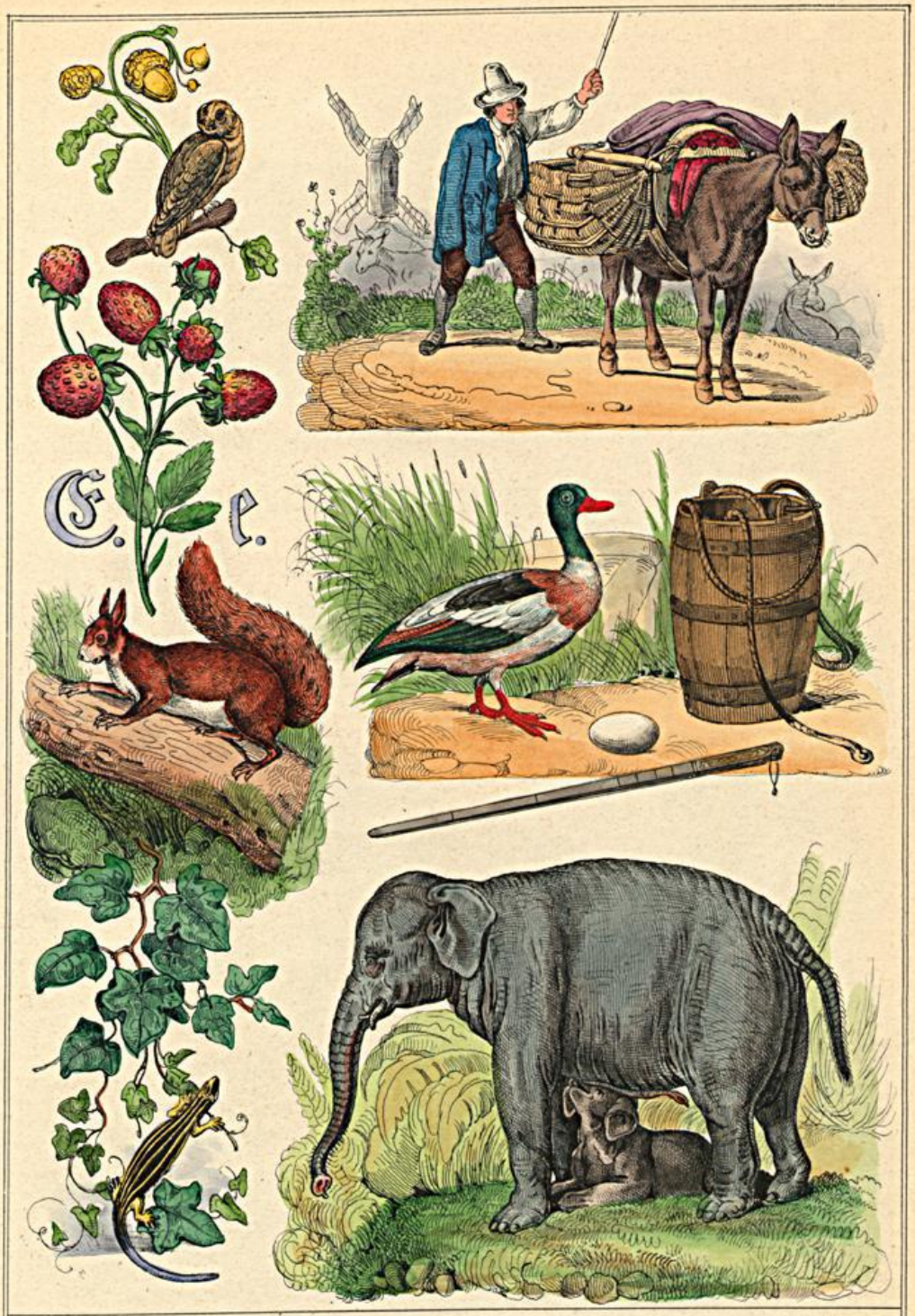
LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0011-5

Dachs. Dame. Dammhirsch. Dampfschiff. Denkmal. Degen. Distel.
Distelfink. Dintefass. Dolch. Dose. Dreschflegel.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0013-6



Ei. Eichel. Eichhörnchen. Eidechse. Eimer. Elephant. Ente.
Erdbeere. Esel. Eseltreiber. Epheu. Eule.

Fasan. Feder. Federmesser. Feige. Feile. Feuerstahl. Fischer.
Fisch. Fischotter. Flachs. Fledermaus. Flöte. Frosch. Fuchs.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

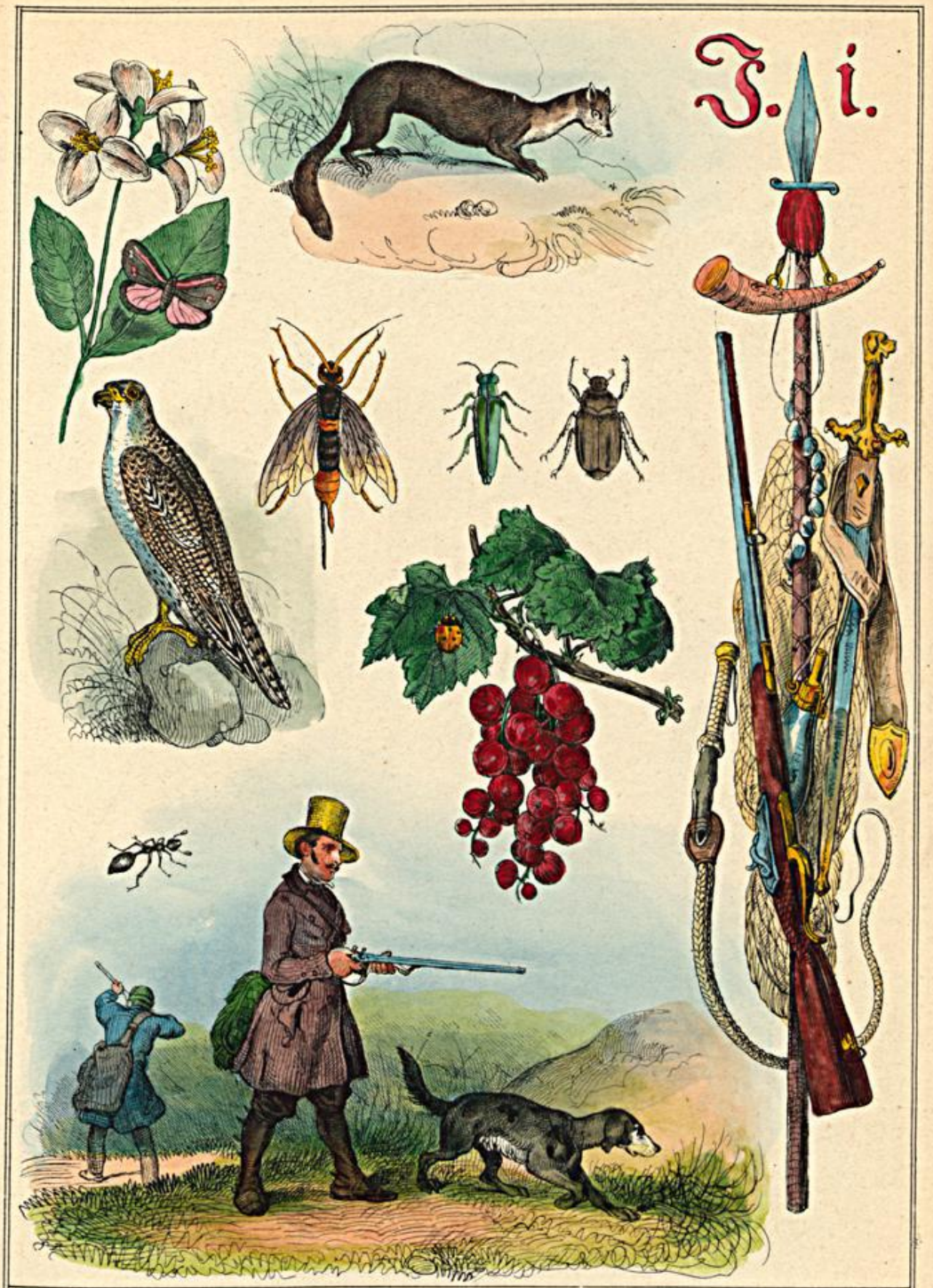
Gabel. Gabelschwanz. Garbe. Gärtner. Gänseblümchen. Geld.
Georgine. Giraffe. Glas. Goldhähnchen. Grille. Gurke. Guitarre.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Haber. Hahn. Haifisch. Hase. Haselnuss. Himbeere. Henne. Herbstzeitlose.
Heuschrecke. Hirschkäfer. Hirse. Hirsch.

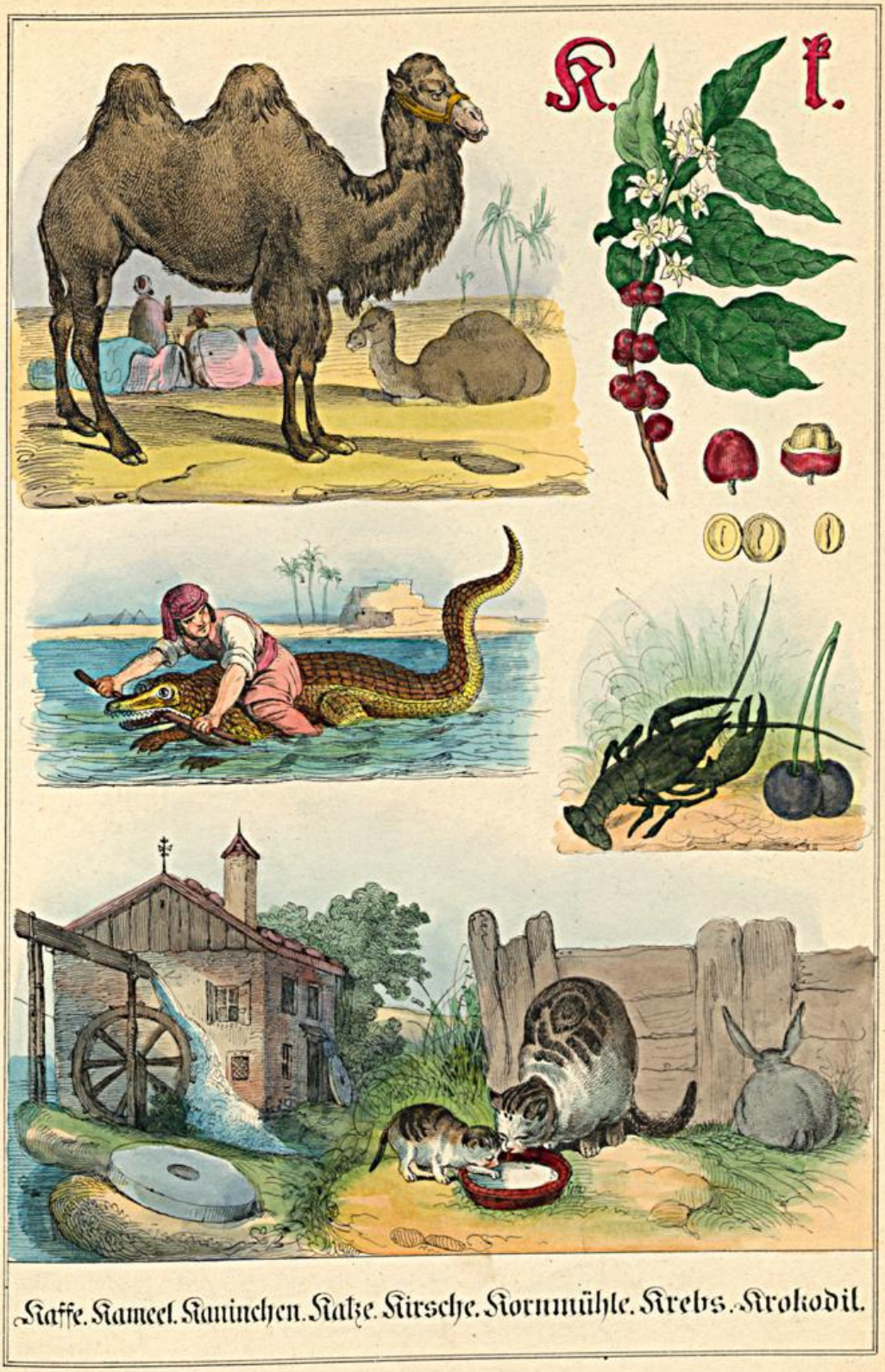
LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0021-0



Jacobäerinn. Jagdfalke. Jagdflinte. Jagdhund. Jagdpeitsche. Jäger. Jasmin. Iltis. Insecten. Johannisbeere.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF



Kaffe. Kameel. Kaninchen. Katze. Kirsche. Kornmühle. Krebs. Krokodil.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Lachs. Laternträger. Lama. Lerche. Leuchtthurm. Lilie. Linsterschwärmer. Löwe. Luftballon.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0027-2

Magnolie. Maikäfer. Mandel. Marder. Marketenderin. Maulbeere.
Maulwurf. Maulwurfsgrille. Maus. Meise. Melone. Mispel.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0029-8

Nachtschatten. Nachtwächter. Nachtigall. Nadelfische. Nashorn. Natter.
Nelke. Nesselspanner. Nest. Nuss.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0031-6
DFG

Dchs. Dbelisk. Delbaum. Dhrwurm. Dlive. Drange. Drden. Drgel.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0033-6

Panzerfisch. Passionsblume. Patronentasche. Perser. Pfau. Pfeil. Pfeilbogen. Pfeilköcher. Pferde. Pfirsich. Pflaume. Pistole.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0035-7

Q. q. R. r.

Quitte. Quaste. Ralle. Raupe. Reh. Reis. Rennbahn. Rose.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Schwan. Seeschiff. Seesturm. Seeteufel. Seidenspinner. Skorpion. Spinne. Stachelbeere. Stachelschwein. Stechapfel.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

T. t.

Tauben. Telegraph. Thee. Tiger. Tollkirsche. Truthahn. Türke.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0041-1

U. u.

V. v.

W. w.

Uhr. Unze. Veilchen. Wagen. Wallross. Wasserjungfer. Wanderkrabbe. Weintrauben. Weinbergschnecke. Wespenkäfer.

LANDES- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

X. x. Y. y. Z. z.

Zaunkönig. Zebra. Zeitung. Ziege. Ziegenbock. Zirkel. Zitronchen. Zucker. Zwiebel.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Tafel A.

Der **Adler** ist einer der größten Raubvögel. Er hat, wie der Falke, einen von der Wurzel an stark gebogenen Schnabel mit einer meist gelblichen Wachshaut, und an den starken Fängen sehr krumme, scharfe Klauen.

Der vornehmste unter den Adlern ist der Goldadler, der sowohl seiner Größe und Stärke, als auch seines majestätischen Ansehens und hohen Fluges wegen mit Recht der König der Vögel genannt wird. Mit seinen ausgespannten Flügeln mißt er oft 8 — 10 Fuß. Der Schnabel ist von bläulicher Hornfarbe und das Gefieder, der Hauptfarbe nach, dunkelbraun goldglänzend. Er lebt lieber in nördlichen, als südlichen Ländern, auf hohen waldumsäumten Felsengebirgen, wo er ein unkünstliches Nest aus Reißern, Haidekraut und Wolle baut. Sein Gesicht ist sehr scharf: aus bedeutender Höhe erblickt er seine Beute und stürzt pfeilschnell auf sie herab, ergreift sie mit den Krallen und führt sie durch die Lüfte fort. Er raubt Kälber, Ziegen, Schafe, Rehe, Hasen, auch große Vögel, wie Störche, Trappen, und oft auch kleine Kinder, wie einmal aus Schottland berichtet worden, wo er das Kind einer Bäuerin vom Felde weg mit sich hinauf auf eine hohe Felsspitze getragen hatte. Was keinem der rüstigen Männer gelang, den Gipfel des Berges zu ersteigen, das erzwang die Mutter, die, getragen und gekräftigt von der Liebe zu ihrem Kinde, alle Hindernisse überwand und ihr Kind, das wie durch ein Wunder noch am Leben war, aus dem Nest der jungen Adler holte.

Der Adler ist das Sinnbild der Macht, der Kraft und des Sieges. Er war bei den alten Griechen und Römern dem obersten ihrer Götter, dem Jupiter, geheiligt, dessen Blitze er im Schnabel hielt. Sein Bild trugen kriegerische Völker auf ihren Legionszeichen. —

Der **Affe** sieht dem Menschen ähnlicher, als irgend ein Thier. Er gehört zu den sogenannten Vierhändern; die haben an den vier Füßen Hände mit Fingern, Daumen und Nägeln; die Vorderfüße sind bei einigen schon wie menschliche Arme gebildet, selbst das Gesicht und der dasselbe umgebende Haarwuchs erinnert an die Menschengestalt. Am meisten nähert sich derselben durch die Bildung seiner Ohren und Hände der Orang-Utang oder Waldmensch, der aufrecht geht und dabei zuweilen einen Stock gebraucht. —

Die Affen klettern und springen gut, und die geschwänzten gebrauchen dabei auch den Schwanz, indem sie ihn um den **Ast** eines Baumes schlingen. Werden sie von einem reißenden Thiere auf dem Baume selbst verfolgt, so hängen sie sich, einer an den Schwanz des andern, indem sie so eine lange Kette bilden und zu entfliehen

suchen. Sie leben in den Wäldern der heißesten Himmelsstriche oft in großen Gesellschaften zusammen, rauben und plündern mit einander, und nähren sich von Insekten, Eiern und von Früchten. Am liebsten aber genießen sie Kokosnüsse, und man erzählt, daß einer auf den Baum klettert und die Nüsse abpflückt, die andern aber unter dem Baume die Früchte auffammeln. Während der Zeit soll einer Wache stehen, der, sobald Jemand kommt, den andern ein zur Flucht mahnendes Zeichen gibt.

Seht auf unser Bild! Wie lüstern schaut das langschwänzige Thier nach dem rothbackigen **Apfel** hin, als stände es im Begriff, sich hinüber zu schwingen und ihn zu haschen. — Jung lassen sie sich zu allerlei Gaukelkünsten leicht abrichten, und ihr lieben Leser habt wohl oft schon Gelegenheit gehabt, euch von den Kunststückchen herumziehender Affen zu überzeugen. Sie sind kluge, neugierige, pfiffige, aber auch manchmal recht boshafte Geschöpfe, und ahmen gern Alles nach, was sie sehen, doch ohne Vernunft und Ueberlegung. Ihr Nachahmungstrieb bringt ihnen aber auch häufig Verderben. So soll man sie fangen können, wenn man in ihrer Nähe Schuhe anzieht und sich wäscht, und dann ein Paar inwendig mit Leim bestrichene Schuhe und Leimwasser hinsetzt und sich entfernt. Wenn der Affe nun kommt und nachahmt, so tappt er mit seinen Händen hinein, verklebt sich beim Waschen die Augen, und die Schuhe kann er nicht wieder ausziehen. Auf diese Art ist es ein Leichtes, ihn zu fangen. Man kann die Affen nicht zum Sprechen abrichten, aber sie vermögen ihre Empfindungen durch äußere Geberden auszudrücken; sie lächeln, vergießen Thränen, liebkosen ihre Jungen, entführen aber auch zuweilen Kinder, die sie bei sich wie ihres Gleichen halten. Besonders liebt das Weibchen die Jungen gar zärtlich und zerdrückt sie manchmal vor lauter Liebe. So sagt man denn auch von einer Mutter, die aus lauter Liebe ihr Kind verzärtelt und verzieht: sie hat Affenliebe zu ihrem Kinde.

Was das größere, schöne Bild unten auf der Tafel vorstellt, erkennt ihr sogleich auf den ersten Blick. Ihr seht hinter dem Pfluge den **Ackersmann** (Landmann oder Bauer), wie er das Land bebaut. Ehe dieses Früchte tragen kann, muß es zuvor gedüngt, mit dem Pfluge locker gemacht, dann mit der Egge gereinigt und mit der Walze geebnet werden. Darauf wird es besäet, und der Samen entweder in die Erde gepflügt oder geegget. Das Alles begreift man unter dem Ausdruck: den **Acker** bestellen. Dies Geschäft besorgt der Ackersmann. Die Pferde, die man beim Ackerbau benutzt, namentlich zum Ziehen des Pfluges, der Egge, Walze ꝛc. gebraucht, werden **Ackerpferde** genannt. —

Der Ackersmann muß oft, besonders im Winter, mit großer Anstrengung arbeiten; sein Geschäft ist ein eben so nützliches als mühseliges. Darum ist er gewiß aller Achtung werth!

1. Wie nützlich ist der Bauersmann!
Er baut uns auch das Feld.
Wer eines Bauers spotten kann,
Der ist ein schlechter Held.

2. Noch eh' die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang,
Und thut, was allen Menschen frommt,
Mit Lust und mit Gesang.

3. Im Schweiße seines Angesichts
Schafft er für Alle Brod.
Wir hätten ohne Bauern nichts,
Wir Städter litten Noth.

4. Und darum sei der Bauernstand
Uns aller Ehren werth!
Denn, kurz und gut, wo ist das Land,
Das nicht der Bauer nährt?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0048-8

In einer schönen Gruppe vereinigt stehen nun auf der Tafel A. noch folgende Gegenstände:

Die **Aehre.** Eine solche hat wohl Jeder von Euch auf üppigem Getreidefelde schon gepflückt! Unsere Abbildung zeigt die Kornähre, deren Kelche ihr, bei näherer Betrachtung, als gegenüberstehend, zweispelzig und zweiblumig, mit einzeln stehenden Borsten, erkennet, und deren Körner uns das Roggenmehl geben, woraus das nahrhafte Schwarzbrod gebacken wird.

Neben der Kornähre, links, streckt sich das sogenannte Mutterkorn empor. Man findet nämlich im Getreide häufig Aehren mit Körnern von dunkel-violetter oder schwarzer Farbe, die weit aus den Hülsen hervortreten, im Innern weiß und von unangenehmem Geruch und bitterm Geschmack sind. Der Genuß des Mutterkorns verursacht die sogenannte Kribbelkrankheit.

Die **Aster**, eine Schmuckblume unserer Gärten, stammt aus China. Ihre Blumenkrone bildet eine Blumenscheibe von lanzettförmigen Blättchen. Sie hat, wie die Georgine, einen gelben Blumenstern und prangt in verschiedenen Farben, besonders im Herbste, uns, gleich der Sonnenblume, an die Nähe des Winters erinnernd.

Die **Armbrust**, ganz in der Mitte der Gruppe, ist eine alte Schießwaffe, dem Wesentlichen nach ein elastischer, mit einer Sehne bespannter Bogen, womit man Pfeile oder spitzige Bolzen auf eine ziemliche Entfernung und mit großer Sicherheit abzuschießen vermag, weil ein Längenholz die Richtung hält, und das Zielen durch ein Visier erleichtert wird.

Die **Axt**, ein bekanntes Werkzeug, welches vorzüglich zum Spalten, aber auch zum Behauen des Holzes dient, besteht aus einem keilförmigen, an der Schneide verstählerten Eisenstücke, das an dem hintern Theile ein Loch zum Einstecken des hölzernen Stieles besitzt. Sie unterscheidet sich vom Beile durch ihren längern Stiel, hauptsächlich aber durch die geringere Breite an der Schneide, und durch den Umstand, daß das Beil nur auf einer Seite schräg angeschliffen ist, indeß die Schneide der Axt von beiden Seiten gleichförmig zuläuft.

Der **Anker** ist ein Instrument, durch dessen Einsenken in den Fluß- oder Meeresgrund ein Schiff zum Stillstehen gebracht wird. Er ist der Hauptsache nach eine starke eiserne Stange (Ankerruthe), die unten (2 oder 4) gekrümmte und zugespitzte Arme hat, welche zusammengeschmiedet an Rundung einem halben Monde gleichen. Ist der Anker ausgeworfen, so faßt ein Arm mit seiner Schaufel den Grund, und hält so das Schiff fest. Soll das Schiff wieder fortsegeln, so lichtet oder hebt man den Anker mittelst des Ankerhakens auf und zieht ihn wieder in das Schiff. — Die Erfindung des Ankers ist wohl eben so alt, als die Kunst des Schiffens selbst; denn ohne ihn läßt sich die Schifffahrt von einiger Bedeutung gar nicht denken. — Der Anker ist das Sinnbild der Hoffnung und Standhaftigkeit.

Die **Angel** ist ein zur Angelfischerei dienendes Werkzeug. Sie besteht aus folgenden Theilen, die unsere Abbildung deutlich nachweist, nämlich: aus dem Angelhaken, der Angelschnur oder Leine, dem Schwimmer oder der Flöße, aus der Angelruthe und der Angelschleife, woran der Angelhaken unmittelbar befestigt ist. Nahe bei dem letztern zeigt sich

Der **Aal;** der mag aber nicht anbeißen, da kein ihn anlockendes Futter sich daran befindet. Er ist ein Fisch mit nacktem, schlangenartigem, schleimig anzufühlendem Körper, an welchem die Bauchflossen fehlen. Er lebt in den Flüssen und Seen aller Erdtheile, liebt aber vorzüglich reines Wasser und bringt lebendige Jungen zur Welt. Er ist ein kluges Thier. Um sich vor seinen Feinden zu schützen und den Tag in ungestörter Ruhe hinbringen zu können, gräbt er sich in dem weichen Grunde der Gewässer vermittelst seiner Schnauze eine Höhle mit zwei Oeffnungen, so, daß er, falls er auf der einen Seite verfolgt wird, auf der andern entwischen kann. Seiner Nahrung, die zumeist aus Insekten, Würmern, kleinen Fischen und aus Aas besteht, geht er des Nachts nach. Sein Leibgericht aber sind grüne Erbsen, und er verläßt häufig seinen natürlichen Aufenthalt, um auf dem Lande eine gute Mahlzeit zu halten, bei welcher Gelegenheit er denn auch leicht gefangen wird, besonders wenn der Boden sandig ist. Er besitzt ein zähes Leben, denn er schlägt sogar, wenn ihm die Haut schon abgezogen ist, noch um sich, ja, die zerschnittenen Stücke schnellen noch manchmal in die Höhe. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft.

Tafel B.

Auf der Tafel B. nehmt ihr gleich oben den **Bären** wahr. Derselbe bewohnt zwar nicht mehr, wie vormals, unsere Wälder, aber er ist uns Allen durch herumziehende Bärenführer hinlänglich bekannt. Ausgewachsen ist er etwa 5—6 Fuß lang. Sein zottiger Pelz hat nicht immer einerlei Farbe; gewöhnlich ist er schwarz oder dunkelbraun.

Ehemals war dieses plumpe Raubthier in den meisten Ländern Europa's zu Hause, doch heutzutage haust er nur noch in einsamen Wäldern im Oestreichischen, in den südlichen Alpengegenden, und am meisten noch in Polen, Rußland, Sibirien und Nordamerika.

Ungeachtet seiner Plumpheit ist der wilde Bär behende und munter. Er brummt fast immer vor sich hin, gleichsam zum Zeitvertreibe. Ohne bedeutenden

Hunger fällt er ungereizt keinen Menschen an. Er klettert geschickt und geht mit Leichtigkeit auf den Hinterfüßen, weßhalb man ihn auch ohne viele Mühe zum Tanzen, sowie zu andern Kunststücken abrichten kann. In den Vorderfüßen besitzt er seine größte Stärke; mit denselben schlägt er um sich, oder umarmt, sich aufwärts richtend, seinen Feind und erdrückt ihn. Mit einem Schlage streckt er ein Rind oder Pferd zu Boden und schleppt es fort. Diese und andere große Thiere sind ihm sein liebster Fraß, doch im Nothfalle begnügt er sich auch mit Wurzeln und saftigen Baumfrüchten; letztere, sowie Honig, sind für ihn Leckerbissen. Er lebt einsam in natürlichen Höhlen oder in selbstgemachten Löchern, die er des Nachts verläßt, um sich sein Futter zu suchen. Den Winter hindurch liegt er, ohne zu erstarren und Nahrung zu nehmen, in seinem Loche und saugt zum Zeitvertreibe an seinen Tatzen.

Die Bären haben eine zärtliche Liebe zu ihren Jungen und beschützen sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens. Unsere Abbildung zeigt einen Bären in sitzender Stellung, wie er eben sein Junges liebkos't.

Da des Bären Pelz sehr brauchbar und sein Fleisch wohlschmeckend ist, so wird er eifrig verfolgt. Die Bärenjagd ist indessen sehr gefährlich, denn so leicht dringt nicht eine Kugel tödtlich durch den dicken Pelz. Nur in Gesellschaft gehen die Jäger auf die Bärenjagd. Ist ein Schuß gefallen, so erhebt sich das Thier wüthend, um den Schützen zu umarmen. Da indeß die Jäger um solche Liebkosungen nicht sehr verlegen sind, so schießt schnell ein anderer Schütze seine Büchse los. Das Thier, immer grimmiger, eilt nun auf den zweiten Schützen los. So suchen ihn die Jäger zu verwunden und durch Hin- und Herrennen zu ermüden, bis sie ihn abfangen können.

Der **Blumenliebhaber**. Seht den gemüthlichen Alten, wie er im weiten Schlafrocke, das Pfeifchen im Munde, vor seinem Blumenbeete steht und seine Lieblinge, die duftenden Blumen, in ihrem vielfarbigen Kleide sinnend betrachtet! Sie scheinen ihn jetzt mehr zu interessiren, als die nicht selten sich widersprechenden Tagesneuigkeiten, worüber ihm sein entfernter Freund durch einen **Brief** schon weit zuverlässigere Mittheilungen gemacht hat, als die Zeitung sie gegeben. Darum hat er denn auch den Blick von ihr abgewandt, und die **Brille**, deren er sich ausschließlich nur beim Lesen bedient, von der Nase entfernt. Sein Nachdenken scheint auf irgend eine vorzunehmende Veränderung in seinem Blumenbeete, ja, fast möchtet ihr's errathen, auf ein Versetzen junger, im Beete gezogener Blumenpflänzchen, für welches Geschäft schon einige leere **Blumentöpfe** zur Seite bereit liegen, gerichtet zu sein. Lassen wir ihn bei dieser Beschäftigung und betrachten unterdessen die mittlere Gruppe rechts! Auf einer

Bank stehen ein **Becher**, ein aufgeschlagenes **Buch**, daneben ein paar geschlossene Bände, und an die Bank angelehnt ein **Bandmesser**. Bis auf letzteres sind euch die genannten Gegenstände hinlänglich bekannt: Aus dem Becher habt ihr sicherlich schon getrunken, indem euch der Vater den süßen Maitrank, oder seinen

Tischwein bei einer festlichen Gelegenheit hat kosten lassen. Auf der Bank sitzen faule, aber auch fleißige Schüler, und letztere lernen brav aus nützlichen Büchern. Was aber ist das Bandmesser? Das ist ein zum Hauen und Klopfen dienendes Werkzeug, an Gestalt einem großen Messer mit dicker, breiter Klinge gleichend, welches, außer einigen andern Werkzeugen, der Faßbinder oder Böttcher bei seiner Arbeit, namentlich im Keller beim Abzapfen des Weines oder anderer Getränke, bei Instandsetzung der Fässer u. dgl. häufig gebrauchen muß, weßhalb ihr es bei diesem Handwerker stets oben an dessen dick-lederner, unten abgerundeter Schürze befestigt seht.

Oben in der Mitte der Tafel schwebt frei der buntfarbige **Ball**, den ihr bei euern ergötzlichen Ballspielen so geschickt zu werfen und zu fangen versteht.

Die linke Seite der Tafel endlich füllt wieder eine artige Gruppe von Gegenständen, wovon euch, mit Ausnahme des schon auf der 1. Tafel erwähnten **Beils**, eine kurze Erklärung gegeben werden soll.

Unter dem Beile sind zwei **Bohrer**, ein kleiner und ein größerer, abgebildet. Das sind Werkzeuge, deren sich die Tischler, Zimmerleute und andere Handwerker zu dem Zwecke bedienen, um runde Löcher in dem von ihnen zu bearbeitenden Materiale hervorzubringen. Es gibt verschiedene Arten von Bohrern, je nach dem Zwecke, wozu sie gebraucht werden.

Tief herab hängt, schön verschlungen, das schmal- und langstreifige **Band**, welches aus Seide oder aus andern Stoffen gewebt, in gar mannigfaltigen Farben als Schmuck auf Hüten, Hauben und andern Bekleidungsstücken zu sehen ist, und hauptsächlich zum Binden und Zusammenhalten ihrer Theile dient. Wie unterscheidet sich nun das Band und der Band?

Aus der Mitte der Gruppe glänzt die reife **Birne**, ein für uns Menschen gar nützliches Kernobst. Es gibt verschiedene Arten von Birnen, die theils im Sommer, theils im Herbste zur Reife kommen. Sie werden entweder roh, oder gekocht und gedörrt gegessen, oder man bereitet Most und das von den Kindern so geliebte, süßschmeckende Birnmuß daraus.

Der Birne ist zugleich ihre **Blüthe** beigegeben, die dem Birnbaum im Mai einen gar herrlichen Schmuck verleiht. Sie ist weiß, und bei genauerer Betrachtung derselben nehmt ihr innerhalb ihrer fünf Blätter fünf Stempel und wenigstens zwanzig theils längere, theils kürzere Staubfäden mit rothen Staubbeutelchen wahr; die Stempel erstrecken sich bis in den Blüthenkelch unter den Blüthenblättern. Dieser Kelch ist zugleich der Fruchtknoten, aus welchem die Birne sich bildet.

Auf der Blüthe sitzt, süße Nahrung daraus saugend, die **Biene** (Honigbiene). Sie ist ein gar merkwürdiges Insekt und verdient nicht allein wegen ihres

großen Nutzens, den sie dem Menschen bringt, sondern auch wegen ihres bewundernswürdigen Kunsttriebes, ihres ausdauernden Fleißes und ihrer musterhaften Ordnungsliebe, wodurch sie sich vor allen Insekten, ja, vor der Mehrzahl der Thiere höherer Gattungen auszeichnet, hier ausführlicher beschrieben zu werden.

Größe, Gestalt und Farbe der Honigbienen sind euch hinlänglich bekannt, weniger aber mögt ihr über ihre merkwürdige Lebensweise unterrichtet sein.

Sie bauen sich entweder draußen im Freien ihre Wohnung in hohle Bäume, oder bei den Menschen in die eigens für sie angelegten Bienenkörbe oder Stöcke. In jedem Bienenstocke zählt man über 20,000 Arbeitsbienen, etwa 1600 Drohnen oder Männlein und nur eine eigentliche Bienenmutter, die Königin oder Weisel. Die Königin ist wie eine gemeinschaftliche Seele, die Alles im Stocke zusammenhält und regiert; ohne sie kann keine Bienengesellschaft bestehen. Den Arbeitsbienen, die kleiner als die Königin sind, liegen die Arbeiten im Stocke ob. Sie leben den Sommer hindurch immer wie im Fluge und gleichsam beiläufig der Gegenwart, mehr aber und aus allen Kräften der Zukunft, für die sie einsammeln und ein ganzes künftiges Geschlecht ernähren und großziehen. Von ihnen könnte der Mensch lernen so thätig sein und so treulich auf das Künftige sehen. — Sie tragen den Blumenstaub von unzähligen Blumen und Blüthen an ihren rauhen Schenkeln ein, und nachdem er zu Hause mit einer aus dem Munde fließenden Feuchtigkeit benetzt und durchknetet worden, überliefern sie ihn, als Wachsmehl, andern Arbeitsbienen, die ihn verzehren und in ihren Eingeweiden zu Wachs bereiten, welches dann durch die 6 Ringe des Hinterleibes schwitzt. Aus diesem Wachse werden sodann die Wachskuchen verfertigt, die aus lauter sechseckigen Zellen bestehen. Die Ordnung, Thätigkeit und Sorgfalt, die jede Arbeitsbiene in ihrem Berufsgeschäfte an den Tag legt, ist der höchsten Bewunderung werth. Nehmt sie euch zum Muster, Kinder, bei euern Arbeiten!

Die sechseckigen Zellen dienen theils zum Aufbewahren des Honigs, theils zu Nestern für die Brut oder Nachkommenschaft. Darein legt die Königin während des ganzen Sommers 30- — 40,000 Eier. Erst legt sie die Eier, woraus Arbeitsbienen kommen, dann die zu den Drohnen, und zuletzt noch 10 Eier, woraus Königinnen werden, in besonders dazu gebaute Zellen. — Wie nun schaffen die Arbeitsbienen den Honig? Sie saugen vermittelst ihres kleinen Rüssels den süßen Saft aus den Blumen ein, verschlucken ihn und verarbeiten ihn dann im Honigmagen; das ist nämlich eine kleine Blase, worin der Saft zu Honig wird, den sie alsdann durch ihr Maul wieder von sich geben.

Haben sich in einem Stocke die Bienen zu sehr vermehrt, und sind namentlich mehrere junge Königinnen da, so wird ein Theil davon ausgetrieben. Diese Bienen nennt man einen Schwarm. Sie folgen einer Königin, hängen sich da, wo sie sich hinsetzt, in einem kegelförmigen Haufen an, werden so in einen leeren Bienenkorb aufgefangen und beginnen sogleich sich anzubauen. Sind mehrere Königinnen in den neuen Stock gekommen, so findet man die überflüssigen am andern Tage getödtet vor dem Stocke liegen: denn nur eine darf herrschen. — Das Schwärmen findet im Mai und Juni statt. Im August, wenn die Brutzeit vorbei ist, fallen

die Arbeitsbienen über die Drohnen her und tödten sie. Sobald die Fröste im Spätherbste eintreten, verfallen die Bienen, wie die meisten Insekten, in den Winterschlaf, aus dem sie, wenn die Kälte anhält, erst mit dem kommenden Frühling wieder erwachen.

1. Ein Liedlein will ich singen
Von Honigvögelein,
Die hin und her sich schwingen
Durch bunte Blumenreihn;
Vom Völklein in dem Grünen
Voll Freud' und Nützlichkeit,
Ich singe von den Bienen,
Dem Bild der Christenheit.

2. Der Winter hält gefangen
Das Friedensvölkchen zart,
Bis Frost und Schnee vergangen,
Bis Laub sich offenbart;
Doch wann die Weste stimmen
Nach linder Frühlingsart,
Dann machen sich die Immen
Auf ihre Blumenfahrt.

3. Statt Trommeln gilt ihr Summen,
Der Stachel ist ihr Schwert;
Dir schadet nicht ihr Brummen,
Doch weh, wer ihnen wehrt!
Sie üben sonder Morden
Der schönsten Blumen Raub;
Und Honig ist geworden
Der zarte Blüthenstaub.

4. Wie sie die Wachsburg bauen
Und fügen Zelt an Zelt;
Man kann es nicht beschauen,
Wie Alles sich gesellt.
Es muß Bewund'rung wecken;
Die Zimmer all sind gleich,
Gesondert, mit sechs Ecken,
Ein rechtes Königreich.

5. Man sieht sie friedlich leben
Ohn' Eigennutz und Streit,
In steter Mühe schweben
Zur Lenz- und Winterzeit.
Sie eilen, einzutragen
Der Blumen Saft und Thau,
Und zimmern in Behagen
Den schönen Zuckerbau.

G. Ph. Harsdörfer.

Tafel C.

Chinese. Von dem merkwürdigen Volke des fernen Asiens, den Chinesen, hat euch wohl der Vater schon manches Interessante erzählt. Vielleicht ist es euch aber etwas ganz Neues, was ich euch jetzt mittheilen will, und wozu mich

gerade das erste Bildchen der Tafel C. veranlaßt. Es stellt einen chinesischen Fischer dar, wie er, das Netz in seiner Linken, in Begleitung seiner, auf einer Stange sitzenden Seeraben auf den Fischfang geht. Der Fischfang mit diesen eigens dazu abgerichteten Vögeln ist ganz besonders merkwürdig. — Sobald der Fischer am Wasser angelangt ist und seinen Seeraben den Befehl zur Arbeit gegeben hat, gehen sie sogleich in's Wasser, um Fische zu suchen. Sie sind mit einem Ringe um den Hals versehen, damit sie ihren Fang nicht verschlucken. In ziemlicher Tiefe gewahren sie mit ihren meergrünen, äußerst glänzenden Augen die Fische; sie tauchen dann unter, und ist ihre Beute einmal in ihren elastischen Kehlen, so kann sie nicht mehr heraus. Sobald der Vogel wieder auf die Oberfläche kommt, ruft ihn der Chinese, und gehorsam wie ein Hund kehrt er zu seinem Herrn zurück und gibt die Beute von sich, um die Arbeit sogleich wieder auf's Neue zu beginnen.

Ist das nicht eine merkwürdige Art, Fische zu fangen?

Clausner. In ehemaligen Zeiten entfernte sich Mancher von dem Getümmel der Welt und floh in die stille Einsamkeit des Waldes, kleidete sich in eine härene Kutte und lebte daselbst als Einsiedler (Clausner). Diese Einsiedler lebten in ihrer frommen Zurückgezogenheit für sich und für die sündige Menschheit, nützten auch der Kräuterkunde, indem sie in der einsamen Waldgegend den Gebrauch manches heilsamen Kräutleins kennen lernten.

Unsere Tafel C. führt euch einen solchen Einsiedler in langem, weißem Barte vor, wie er eben, vor seiner einsamen Hütte sitzend, den Rosenkranz in der Hand, in seinem Gebetbuche andächtig lies't. Nicht fern von seiner Hütte steht die kleine

Capelle, welche die frommen Bewohner der Umgegend fleißig besuchen, und von der sie nie scheiden, ohne von dem frommen Einsiedler durch Gebet gestärkt und wahrhaft erbaut worden zu sein.

1. Ich kenn' ein Haus, drin wohnest du,
O Herr, mit deines Himmels Ruh';
Es waltet dein lebendig Wort
Und alles Segens Fülle dort.

2. Ich kenn' ein Samenkörnlein auch,
Beseelt von deines Geistes Hauch,
Ein goldnes Korn, das, treu gepflegt,
Viel tausend gute Früchte trägt.

3. Auf, auf, mein Herz! Der Tag bricht an,
Wo jene Pforten aufgethan.
Kennst du das Haus? Es ist des Herrn,
Und *seine* Lehr' der goldne Kern.

4. O gib dem theuern Himmelspfand
Ein weiches Herz, ein gutes Land,
Dann wächst es auf zum Himmelsraum,
Ein fruchtgeschmückter Lebensbaum.

Agnes Franz.

Chamäleon. Zwischen beiden, soeben beschriebenen Bildern schreitet das Chamäleon auf einem dünnen Aste daher. Es lebt nur in heißen Ländern und ist ein gar seltsames Thierchen mit langen Beinen, eckigem Kopfe und großen Augen. Es besteht fast nur aus Haut und Knochen, kann sich aber, indem es sich aufbläht, ein gar dickes, feistes Ansehen geben und dabei einen ganz besonders gravitätischen Gang annehmen. Gewöhnlich sitzt es aber ganz still in einem Strauche oder in

einem Winkel der Stube, in welcher man dieses nützliche Thierchen hält, und wenn dann eine Fliege in seine Nähe kommt, schießt es seine lange klebrige Zunge hervor und hascht sie, so, daß es eine große Menge Fliegen vertilgt. Höchst merkwürdig sind die Augen des Chamäleons: denn es kann jedes derselben nach besondern Richtungen wenden. — Je nachdem das Thierchen schläft oder wacht, ruhig oder aufgeregt ist, erleidet seine Haut merkwürdige Veränderungen, indem dieselbe bald vollkommen weiß, bald gelblich und bald beinahe schwarz ist, so daß es oft in einem Tage gleichsam drei bis vier verschiedene Kleider anzieht.

Cacaobohnen. Der Cacaobaum ist in den heißesten Gegenden Amerika's zu Hause. Er hat ungefähr die Größe eines Pflaumenbaumes, und seine gelben Blätter sind denen des Citronenbaums ähnlich. Die kleinen gelbrothen Blumen kommen unmittelbar aus dem Holze hervor und setzen eine länglich-eirunde Frucht an, welche drei Zoll dick und sechs Zoll lang wird. Die Schale der Frucht ist gefurcht, und sieht in reifem Zustande hübsch roth aus. In ihren fünf Zellen finden sich die Cacaobohnen, etwa 20 bis 30 in jeder Frucht, woraus die bekannte Chocolade bereitet wird. Die Bohnen liegen in einem eßbaren weißen Mark, welches von den Eingebornen als eine erquickende Speise sehr geschätzt ist. Die Bohnen sind schwarzroth von außen, von innen aber violett. Linné gab dieser Frucht den Namen Theobroma, d. h. Götterspeise, und daraus sollte man schließen, daß er ein großer Verehrer der Chocolade gewesen.

Der **Casuar**, nächst dem Strauß der größte Vogel, mißt vom Schnabel bis zum Ende der Klauen gegen 2¾ Ellen. Er hat einen über den ganzen Kopf sich erstreckenden Helm, einen sehr großen Nagel an der innern seiner 3 Zehen, keinen Schwanz, ein fast haarähnliches Gefieder, und an seinen Flügeln befinden sich nackte Kiele, wie Stachelschweinstacheln. Er lebt im südöstlichen Asien, ist ein wildes, jähzorniges Thier, das wie ein Schwein grunzt, mit den Füßen stampft und, immer böse, mit Schnabel und Füßen gefährlich um sich hauen kann. Er ist eben so schnell, als der Strauß, obgleich dies nach seinem plumpen Körper der Fall nicht zu sein scheint. In vollem Laufe scheint er halb zu tanzen und halb zu fliegen. Er soll nur wenige grüne Eier legen und solche noch mehr, als der Strauß, der natürlichen Wärme überlassen. Seine Nahrung besteht, außer Pflanzenstoffen aller Art, auch aus Insekten. Gezähmte sah man auf Hühnerhöfen auch junge Hühner und Enten verschlingen.

Vor diesen Vogel hat der Maler eine kleine Gruppe hingestellt, worin ein Canarienvogel zwischen der Camellia und der Citrone hervorschaut.

Die **Camellia** ist eine Blume, die, aus China und Japan stammend, zu unsern schönsten Zierpflanzen gehört und unser Auge im Herbste und Winter bis zum Sommer hin erfreuet. Sie hat gewiß vor so vielen andern Blumen, die die Mutter täglich im Zimmer pflegt, eure Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich gezogen; ihr kennt sie darum schon genauer, und eine nähere Beschreibung derselben wäre überflüssig. Man zählt von dieser prachtvollen, zur Mode gewordenen Blume jetzt

schon gegen 300 Spielarten, die weiß, rosafarbig, gelblich, dunkelblutroth und in noch andern Farben blühen und wovon mehrere ganz gefüllt sind.

Citrone. Der Citronenbaum stammt aus Persien und Medien und wurde vor etwa 2000 Jahren nach Griechenland, Italien und von da nach dem südlichen Europa verpflanzt. Bei uns hält er im Freien nicht aus; ihr seht ihn darum zumeist in Treibhäusern und zwar das ganze Jahr grünen und findet auch immer Blüthen und Früchte auf ihm. Die so bekannten und ihres Nutzens wegen so geschätzten Citronen gebraucht man nicht nur, um manchen Speisen einen bessern Geschmack zu geben, sondern sie werden auch in der Medizin angewandt. Aus ihren Schalen preßt man das Citronenöl, und die getrockneten Schalen liefern das Citronat.

Der **Canarienvogel** ist ein fremder, zum Finkengeschlechte gehörender Vogel, der von den canarischen Inseln zu uns herüber gebracht worden. Dort in seiner Heimath finden wir ihn wild und in grauem, unansehnlichem Kleide, bei uns nur als Stubenvogel, aber in gar verschiedenartigem Gefieder, zumeist schön gelb oder grünlich. Sein angenehmer, schmetternder Gesang, sowie seine schönen hochgelben Ausartungen und die Leichtigkeit seiner Fortpflanzung haben ihn bei uns zum beliebtesten und gemeinsten aller Stubenvögel gemacht.

Tafel D.

Damhirsch. Beim Aufschlagen der Tafel D. fällt euer Blick, geliebte junge Leser, sogleich auf den schlank gebauten, in mächtigem Sprunge über Fels und Gesträuch setzenden Waldbewohner, den Hirsch, von dem bei der Tafel H. im Allgemeinen geredet wird. Schlagt dieselbe vorher auf und leset sodann die hier folgende kurze Beschreibung vom Damhirsch, den unsere Abbildung jetzt euch vorführt!

Der Damhirsch ist, wie ihr seht, bei Weitem nicht so edel gebaut, wie der Edelhirsch, allein sein breites, schaufelartiges Geweih und sein schönes Kleid mag euch vielleicht interessanter erscheinen. Letzteres ist im Sommer braunfalb, mit Reihen weißlicher Flecken längs den Seiten und einer schwärzlichen Linie längs dem Rückgrat versehen. Im Winter ist es schwarzbraun, und die weißen Hinterbacken sind von einem schwarzen Streifen umgeben. Ursprünglich aus dem nördlichen Afrika stammend, ward er von dort nach Europa verpflanzt, und kam hier so gut fort, daß er nun in den meisten Thiergärten ziemlich häufig angetroffen wird. — In seiner Lebensart gleicht er sehr dem Edelhirsch, liebt vorzugsweise Tannenwälder und kommt auch in Niederungen, wo der Edelhirsch und das Reh nicht ausdauern, gut fort. Da er weniger stürmisch als der Edelhirsch, vielmehr sanft und zutraulich

ist, so können wir uns ihm in den Thiergärten schon eher nahen, als jenem, indem er selbst in der Brunstzeit dem Menschen wenig oder gar nicht gefährlich ist.

Der **Dachs** ist ein bekanntes, zu dem Bärengeschlechte gezähltes Thier, welches in Europa, Asien und auch in Nordamerika lebt. Er ist ein niedrig gestelltes, dritthalb Fuß langes Thier mit schleppendem Gang und kurzem Schwanz, unter dem sich eine Drüse befindet, woraus eine fette, stinkende Feuchtigkeit schwitzt. Seine Vorderpfoten sind mit starken Klauen zum Graben versehen. Seine Farbe ist obenher weißgrau und schwarz gemischt, und durch die Augen zieht sich ein schwarzer Streifen; am Unterleibe ist er schwarz.

Träg und mißtrauisch, bringt er den ganzen Tag bis Abends spät einsam in seiner selbstgegrabenen, wenigstens mit 2 Zugängen versehenen Höhle schlafend zu und verläßt dieselbe erst gegen 10 Uhr Abends, um Nahrung zu suchen. Diese besteht meist aus Pflanzenwurzeln, aber auch aus Fröschen, jungen Vögeln u. s. w. Nach Wasser ist er sehr begierig; wenn er, gefangen, mehrere Tage desselben entbehrt, so säuft er sich, sobald er welches bekommt, leicht zu Tode. Im Herbste wird er sehr fett, und begibt sich bei eintretender Kälte zur Winterruhe in seinen Kessel. Sein Schlaf wird jedoch öfters, bei eintretendem Thauwetter, unterbrochen; alsdann geht er zuweilen aus, um zu saufen. Wenn er seinen Winterschlaf hält, soll er, wie man erzählt, den Kopf bis an die Augen in seine, unter dem Schwanze befindliche Tasche stecken, um von seinem Fette zu zehren, was jedoch, wegen der Steifheit seines Rückgrats, mit Recht auch wieder bezweifelt wird.

Das Weibchen bringt 3 bis 5 Junge zur Welt, welche bis zum Herbst bei der Mutter bleiben und sich dann eine Höhle graben. — Das süßlich schmeckende Fleisch des Dachses wird gegessen; seine wasserdichte Schwarte dient zu Ueberzügen von Koffern u. dgl., und die Haare zu gröberen Pinseln.

Im Oktober wird fleißig Jagd auf ihn gemacht, und man lauert ihm entweder an mondhellen Abenden, oder vor Sonnenaufgang in der Nähe des Baues hinter oder auf einem Baume auf. Kommt er aus dem Bau, so poltert er erst, indem er vor der Höhle sich den Pelz schüttelt. Auf dieses Geräusch hin macht der Jäger sich fertig und schießt ihn. Ist er nicht tödtlich getroffen, so schleppt sich das verwundete Thier in seine Höhle zurück und ist dann für den Jäger verloren. Diese Art den Dachs zu jagen, findet gewöhnlich nur da statt, wo man ihn nicht ausgraben kann. — Viel sicherer ist es, ihn mit der Dachshaube zu fangen. Das ist nämlich ein sackförmiges, vorn mit einem eisernen Ringe versehenes Netz, das hinten mit einer weiten Oeffnung endet, durch deren Maschen eine lange Leine gezogen wird. Sowie der Jäger in mondheller Nacht bemerkt, daß der Dachs seinen Bau verlassen hat, verstopft er mit Reißholzbündeln die Nebenröhren, steckt dann in die Haupteinfahrt die Haube mit dem Theil des Ringes, breitet die äußere Oeffnung derselben aus, befestigt sie mit kleinen Pflöckchen und legt auch die Zugleine an einen Pflock. Nun sucht er mit den Hunden den Dachs auf und erlegt ihn entweder vor den Hunden, oder treibt ihn nach seiner Höhle. Der Dachs stürzt dann in den verrätherischen Eingang derselben und ist in der Dachshaube gefangen. — Am häufigsten bemächtigt man sich seiner durch Ausgraben. Das Verfahren hierbei ist dasselbe, wie beim Fuchsfang. (s. Taf. F.)

Doch lassen wir den Dachs nun fertig werden mit seinen, ihn ausgrabenden Verfolgern und wenden uns zur

Dame. Sie kommt vom Landungsplatze des **Dampfschiffes**, das leider! bereits abgefahren ist. Dasselbe sollte sie in die fern liegende Stadt zu ihrem das Bad gebrauchenden Gemahle bringen, den sie von ihrer nahen Ankunft bereits brieflich in Kenntniß gesetzt hat. Sie scheint aber, trotz ihrer Eile — worauf die im **Dintenfaß** noch steckende Feder sowie die offen gelassene **Dose** schließen lassen — das

Schiff dennoch verfehlt zu haben, da vielleicht die Betrachtung des schönen, im gothischen Styl erbauten **Denkmals**, oder, was wahrscheinlicher, ihr eleganter Anzug und das Ordnen ihres kostbaren Putzes sie allzu lange Zeit in Anspruch genommen hatten.

Die Gruppe rechts führt euch einige deutlich zu erkennende Gegenstände vor Augen, den Dreschflegel, Degen, Dolch, die Distel und mitten darinnen den Distelfinken.

Dreschflegel. Um das Korn von den Aehren zu sondern, wird es in der Scheune ꝛc. gedroschen. Dies geschieht entweder durch Dreschmaschinen, oder durch Menschen, die darum Drescher genannt werden. Jeder derselben führt einen **Dreschflegel;** das ist ein länglicher, walzenförmiger Knüppel aus festem, zähem Holze, der an einer langen Stange durch einen ledernen Ring, worin er sich bequem bewegen kann, befestigt ist. Beim Niederschlagen und Aufheben des Dreschflegels muß, der Drescher mit den andern strengen Takt halten. Da wird denn, je nach der Anzahl der Drescher, die Arbeit oft in den verschiedensten Taktarten zu Ende geführt; da hört ihr, je nachdem das auszudreschende Getreide dick oder dünn liegt, die gerade nicht angenehme Dreschmusik bald piano, bald forte spielen, und wenn sich euerseits das Alles auch wohl possirlich ansehen und anhören läßt, so ist's doch für die Drescher selbst eine gar schwere Arbeit, und das Essen schmeckt ihnen nach derselben gewaltig gut. — Habt ihr noch nicht sagen hören: „Der ißt, wie ein Drescher?"

Der **Degen** ist das bekannte, geradeaus gehende Seitengewehr, dessen Theile der Degenknopf, das Degengefäß nebst dem Stichblatt und die Degenklinge sind, wozu noch die Degenscheide, das Degenkoppel und die Degenquaste kommen. — Den Degen tragen vornehmlich Soldaten; jedoch wird er auch als Ehrenzeichen von höhern Staatsbeamten bei besondern Veranlassungen getragen.

Der **Dolch** ist um sehr Vieles kürzer als der Degen, und wie dieser ebenfalls nicht gebogen, und hat eine spitze, zwei- und mehrschneidige Klinge. Er wird als Stoßwaffe gebraucht.

Der **Distelfink**, auch Stieglitz genannt, ist einer unsrer buntesten Vögel, dessen Gesicht und Kinn vorzüglich schön mit karminrothen Federn, und dessen Flügel mit weißen Flecken und gelber Binde geschmückt sind. Warum der Vogel just Distelfink heißt, errathet ihr, liebe Leser, leicht, wenn ihr daran denkt, was er gern frißt; doch nährt er sich, außer den **Disteln**, auch von andern Sämereien sowie von Insekten. Im Käfig füttert man ihn mit Mohn, von Zeit zu Zeit mit etwas Hanf gemischt; auch gibt man ihm zuweilen etwas Salat, Kohl, Kreuzkraut. Sein niedliches Nest baut er in die Gipfel der Bäume und in die äußersten Zweige derselben. Ihr findet darin vier bis sechs blaßgrüne, roth punktirte Eier. — Des Vogels ganzes Wesen ist unbefangene Heiterkeit, und das Männchen singt angenehm, in fröhlich munterer Weise mit Zwitschern und harfenartigen Tönen wechselnd, oft bis gegen den Herbst hin. Wenn er im Herbste mit seinen Brüdern umherzieht, wird er häufig, indem er ganz sorglos und unaufmerksam seine Lieblingsspeise genießt, auf den Disteln gefangen. Darum merkt:

Vergesset beim Vergnügen
Die ernste Warnung nicht,
Daß da oft Schlingen liegen,
Wo man sich Lust verspricht.

Tafel E.

Das Lastthier vor seinem Treiber, gleich oben auf der Tafel E., kennt ihr Alle gar wohl, und ich brauchte euch nicht zu sagen, daß es der

Esel ist. Wie ihr seht, hat er freilich kein sonderliches Aussehen, indeß verachtet ihn darum nicht, denn auch er hat seine vielen guten Eigenschaften, wodurch er uns gar nützlich wird. Sein Geruch ist eben so vortrefflich, als sein Gehör und Gesicht. Sein Gang ist, wennschon nicht besonders schnell, doch gleichförmig, sicher und ausdauernd. Schweigend vollendet er seine tägliche, oft schwere Arbeit, und ist schon zufrieden, wenn ihn die ersten besten Disteln, Spreu oder Stroh sättigen, wiewohl er recht gut weiß, daß Heu und Hafer besser munden.

Er stammt aus Asien, wo er noch heerdenweise wild angetroffen wird. In kälteren und gemäßigteren Ländern, wie bei uns, gedeiht er nicht sonderlich, zumal man ihm keine besondere Sorgfalt und Pflege widmet; dagegen ist er schon in Frankreich und Italien und durchgängig in südlichern Ländern viel ansehnlicher, munterer und gewandter.

Ueber die Geduld unsers Esels geht nichts, aber dumm nennt man ihn wohl ohne Grund. Er kennt seinen Treiber (**Eselstreiber**) unter Tausenden heraus; er merkt Häuser, wo er gewohnt ist Säcke abzugeben, so genau, daß er sie auch in der größten Stadt niemals verfehlt. Auch das zeugt wahrlich nicht von Dummheit, daß er einen, nur einmal gemachten langen Weg zuverlässiger zurückfindet, als das Pferd. Ja, er besitzt sogar die merkwürdige Fähigkeit, seinen Weg auf unbetretenen Pfaden in Gegenden zu finden, die er vorher nie gesehen, wovon euch folgende Anekdote ein Beispiel geben soll.

Im März 1816 wurde ein Esel an Bord einer Fregatte eingeschifft, um zu seinem Herrn nach Malta gebracht zu werden. Aber das Schiff stieß bei der Gat-Spitze auf eine Sandbank, und der Esel wurde, weil er wohlbeleibt und schwer war, in's Meer geworfen, damit er, wo möglich, sein Heil mit Schwimmen versuchen möchte. Und siehe da, nach etlichen Tagen, da man die Thore in Gibraltar aufthat, kam unser Esel herein und begab sich an seinen Stall bei einem Kaufmann Werks, bei dem er einige Zeit in Kost und Logis gewesen. Der scharfsinnige Langohr hatte also in wenigen Tagen einen ihm vorher ganz unbekannten Weg von mehr als 50 Stunden über Berg und Thal und manchen Gebirgsstrom hinüber gemacht, um seinen alten Wirth, bei dem es ihm wohlgegangen, wieder aufzusuchen, und zwar in einem Lande, wo nicht einmal Einer sein ehrliches deutsches „Ja" verstanden, wo er also keinen Menschen um den Weg hatte fragen können.

Unter dem so eben beschriebenen Bilde seht ihr eine **Ente** auf den nahe stehenden Eimer zuschreiten; denn sie scheint zu dürsten und hofft in demselben Wasser zu entdecken, um ihren Durst zu stillen.

Die Ente ist ein bekannter und durch die Federn, das Fleisch und die **Eier** — die jedoch nicht von der Güte der Gänseeier sind — gar nützlicher Hausvogel, und

zwar von demselben Geschlechte, wozu auch die Gänse und Schwäne gehören. Sie hat, wie diese Schwimmvögel, einen abgestumpften, mit blätterigen Zähnen versehenen Schnabel und eine an den Seiten gefranzte Zunge. Hier betrachten wir eine besondere Art dieses Vogelgeschlechts, die Brandente, die sich durch einen Höker an der Wurzel des Schnabels und durch ein bunt abstechendes Gefieder von den übrigen Entenarten unterscheidet. Sie hat einen grünen Kopf und ein zimmtrothes Band auf der Brust. Sie hält sich an den Küsten der Ost- und Nordsee auf, wo sie öfters in verlassenen Kaninchenlöchern, oder in kleinen, für sie gebauten Höhlen nistet. Man nimmt ihnen aus diesen Höhlen anfangs die Eier, um sie dadurch zum öfteren Legen zu zwingen, und zuletzt läßt man den Weibchen noch sechs zum Ausbrüten, wobei sich diese so zahm zeigen, daß sie sich auf den Eiern streicheln lassen.

Daß man diese schöne Ente noch nicht allgemein zum Hausvogel gemacht, ist zu verwundern, da sie es in den nördlichen Gegenden schon halb ist und gerne in der Nähe der Dörfer nistet.

Unter dem eben besprochenen Bildchen ist

die **Elle** abgebildet. Unter Elle versteht man zunächst ein sehr gebräuchliches Längenmaaß, eigentlich vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers (oder von dem Handbis zum Schultergelenk). Sie ist in der Regel der doppelte Fuß und also sehr verschieden. Meist hat sie 24 Zoll oder 288 Linien. — Elle heißt nun auch der Stab, auf dessen flacher Seite das Ellenmaaß durch Einschnitte genau abgezeichnet und in Viertel und noch kleinere Theile abgetheilt ist.

Der **Elephant** ist der Riese unter den Landthieren, denn er wird über 12 Fuß hoch und erreicht eine Länge von 15 bis 17 Fuß. In seinem 20. Jahre, obgleich noch nicht ausgewachsen, wiegt er oft an 70 Centner. Er hat eine gewaltige breite Stirne, kleine, aber geistvolle Augen, und breite, weit herabhängende Ohren; sein Hals ist kurz, und sein dicker, plumper Leib ruht auf dicken, säulenförmigen Beinen. Das Auffallendste an ihm sind die beiden, weit hervorragenden, oft 200 Pfund wiegenden Stoßzähne, die das bekannte Elfenbein liefern; sodann der lange, nach allen Seiten bewegliche Rüssel, in welchen sich Nase und Oberlippe zusammen verlängert haben. Die Haut ist fast daumendick, und doch empfindet er den Stich der Insekten.

Empfindlichkeit, Rachsucht, Urtheilskraft, Anhänglichkeit, Erkenntlichkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter sind die charakteristischen Eigenschaften des Elephanten. Von Natur sehr gesellig, lebt er in Asien und Afrika heerdenweise in den Wäldern und erreicht ein Alter von mehr als 100 Jahren. Bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit beleidigt er ungereizt weder Menschen noch Thiere. Sein Hauptorgan ist der am Ende mit einem fingerartigen Auswuchs versehene Rüssel. An diesem Leibestheile ist er sehr empfindlich, und eine schwere Verwundung desselben führt leicht den Tod des Thieres herbei. Er vereinigt Hand und Nase in seinem Rüssel, indem er ihn zum Athmen, Riechen und Greifen gebraucht. Er reißt damit seine, aus Baumlaub, Gras und Reis bestehende Nahrung ab, zieht damit Wasser ein, stößt damit, wie eine Posaune ihn aufrichtend, einen trompetenartigen Laut aus — was immer ein sicheres Zeichen seines Zornes sein soll — und braucht ihn endlich zur Vertheidigung. Welche Stärke er im Rüssel besitzt, geht daraus hervor, daß er damit Lasten von mehreren Centnern auf den Rücken hebt, Bäume aus der Erde reißt und Pferde und Ochsen mit einem Schlage niederschmettert.

Der Elephant läßt sich nach und nach zähmen und zum Lastragen abrichten; denn er vermag wohl 20 bis 30 Zentner mit Leichtigkeit fortzuschaffen.

In alten Zeiten bediente man sich seiner im Kriege und packte ganze hölzerne Thürme voll Kriegsleute auf ihn. Da er jedoch das Feuer fürchtet, so wird er heutzutage nicht mehr im Kriege gebraucht.

Auf dem Eichenzweige sitzt, vor ihren Verfolgern sich bergend, die

Eule. Sonderbar ist ihr Ansehen. Seht nur die großen Augen ganz vorn an dem dicken Kopfe stehend und wie Katzenaugen beschaffen! Der Schnabel ist sehr gekrümmt, und die Klauen sind sehr scharf. Sie scheut das Licht und kann in der Dämmerung am besten sehen. Sobald sie sich blicken läßt, fliegen die Vögel schreiend um sie herum und berupfen sie. Darum bedient man sich wohl auch der Eulen beim Vogelfang, um die Vögel durch sie herbei zu locken. — Die Eule bewohnt altes Gemäuer, und diesen ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort verläßt sie, wenn der Abend kommt, wo sie alsdann auf Raub ausfliegt. Große Eulen, z. B. die Ohr- oder Adlereule (Uhu), stoßen auf Wildpret und andere größere Thiere; die kleinern aber nähren sich meist von Mäusen nnd Amphibien und sind darum sehr nützliche Thiere, die in Jahren und Gegenden, wo es recht viele Mäuse gibt, manchmal in Schaaren kommen und uns dann gar bald bemerken lassen, wie die Mäuse abnehmen. Die Eulen haben ein sehr weiches, flaumartiges Gefieder: ihr Flug ist so leise, daß man sie kaum kommen hört. Als daher 'mal Einer bei Nacht über einen Kirchhof ging, und auf einmal seine Perücke ganz leise vom Kopfe gehoben wurde, glaubte er, es habe sie ihm ein Geist abgezogen, der gerade eine brauchte. Nach einiger Zeit aber, wo man etwas am Kirchthurme zu bauen hatte, fand man die Perücke in einem Eulennefte; dorthin hatte sie die alte Eule getragen, um ihren Jungen ein recht weiches Bettchen zu bereiten.

Aus der Spitze der anziehenden Gruppe links ragt die schöngeformte

Eichel hervor, die Frucht der mächtigen Eiche. Sie wird zur Fütterung und Mastung der Schweine benutzt; in warmen Ländern ist sie für Menschen eßbar, und man bereitet auch daraus den bei Drüsenkrankheiten so heilsamen Eichelkaffe.

Das **Eichhörnchen**, zu dessen Geschlecht viele ausländische Arten gehören, kennt Jeder an seiner Gestalt, seinem muntern Wesen und seiner Lebensart. Es springt über die dünnsten Zweige von Baum zu Baum, und leicht könnt ihr es dabei, trotz seines flugähnlichen Laufes, mit euern Blicken verfolgen, da sein rothes Kleid vom Grün des Baumes so sehr absticht. — Die Eichhörnchen paaren sich schon im März und April, und in dieser Zeit haben dann die Männchen hitzige Kämpfe gegen einander zu bestehen. Das Weibchen bringt 3 bis 7 Junge zur Welt. Lebhaft, reinlich und possirlich, lassen sie sich zu allerhand Künsten abrichten, lieben die Musik und lernen regelmäßig nach dem Takte tanzen. Sie nisten sich oft in Krähen- und Elsternnestern ein, bauen auch selbst mehrere Nester von Reißern und Moos, mit nur einem Eingangsloch, welches gegen den Wind gekehrt ist und sogleich verstopft und durch ein anderes ersetzt wird, sobald der Wind sich dreht. — Sie nähren sich von Obstkernen, Wall- und Haselnüssen, von Nadelholzsamen u. dgl., und sammeln sich Vorrath für den Winter. Jung eingefangen, werden sie außerordentlich zahm und beißen ganz sanft, wenn man sie greift; allein im Alter werden sie meist tückisch, und ihr Biß ist dann nicht mehr so gelinde, vielmehr schmerzhaft und gefährlich.

Nun seht euch die, in Wäldern so lieblich duftende

Erdbeere an! Ihre flache, nahe an der Erde wachsende weiße Blume ist fünfblätterig, und der spitzig zulaufende Fruchtboden wird beim Reifen der Samen sehr fleischig und saftig und schmeckt euch als schön rothe Erdbeere so gut, besonders wenn ihr sie mit Zucker, Wein und Milch genießt. Es werden auch Erdbeeren durch Kunst in Gärten gezogen, z. B. die Ananas-Erdbeere.

Am dicken Baumaste, worüber das Eichhörnchen läuft, hängt der immer grünende

Epheu. Er überzieht mit seinen langen, sehr biegsamen Zweigen Bäume und altes Gemäuer. Die grünlichen Blüthen, die bei uns erst im Herbste kommen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0062-7

enthalten einen den Insekten sehr angenehmen Nektarsaft. Die schwärzliche, säuerliche Beere reift als erste Frucht des Jahres, meist noch vor den Frühlingskirschen, in unsern Gärten und ist den Vögeln eine besonders angenehme Speise. — In wärmeren Ländern ist der Epheu nicht immer ein so schwaches, am Boden hinkriechendes, oder mit seinen Wurzelzasern stets an Bäumen und Mauern sich festhaltendes Gewächs, sondern dort erhebt er sich selbstständig als ein schöner Baum mit dickbuschiger Krone vom Boden.

Der Epheu erreicht ein sehr hohes Alter, und man hat Epheubäume gesehen, die schon über 900 Jahre alt geworden sind.

1. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Freundlich anzuschauen!
Gärten, Feld und Wald verblühn
Und die schönsten Auen;
Aber du erhebst dein Haupt
Immer jung und frisch belaubt.

2. Epheu, Epheu Wintergrün!
Mit des Frühlings Schimmer
Rankest du so schlank und kühn
Dich um morsche Trümmer;
Rauschest um die Felsenkluft,
Säuselst an der stillen Gruft.

3. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Um des Eichbaums Rinde
Schlingt dein immer frisches Grün
Ueppig sein Gewinde;
Auf dem Scheitel Schnee und Eis,
Stehet er, des Waldes Greis.

4. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Unverwelklich Leben,
Das Natur dir treu verliehn,
Warum ward's gegeben?
Sieh', es starb der Hain, die Flur;
Epheu spricht: Sie schlummern nur!

5. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Trotzest allen Wettern;
Mag des Lenzes Schmuck verblühn,
Nichts wird dich entblättern.
Ruht erstarrt das Saatgefild',
Bist du treuer Hoffnung Bild!

Nach Fr. Ad. Krummacher.

Die **Eidechse.** Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt und auf einmal etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen. — Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder in's Feld und in's Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd in der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung

und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und, wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört.

Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus in's Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber auf's Leben geht.

Hebel.

Tafel F.

Gleich das erste Bildchen dieser Tafel zeigt euch einen

Fuchs in gestrecktem Laufe, verfolgt vom Jäger und von Hunden. Er ist ein wegen seiner List und Schlauheit allgemein bekanntes Thier, welches zur Gattung der Hunde gehört. Er erreicht, ohne den Schwanz, eine Länge von 2 Fuß und eine Höhe von etwas über einen Fuß. Der dickbehaarte, buschige Schwanz hat eine weiße Spitze und ist über einen Fuß lang. Der Oberleib ist braunröthlich; Lippen, Backen und Kehle sind weiß, Brust und Bauch beim Männchen aschgrau, beim Weibchen weißlich. — Die Stimme des Fuchses ist ein heiseres Bellen, das er namentlich bei großer Kälte und beim Wechsel der Witterung vernehmen läßt. Er lebt in der ganzen alten Welt, in Amerika und am zahlreichsten in nördlichen Gegenden. Seine Wohnungen sind Höhlen, Fuchsbaue genannt, die er entweder selbst gräbt, oder durch List dem Dachse abwendig macht. Der Fuchsbau ist von nicht unbeträchtlichem Umfang und besteht aus vielen sich durchkreuzenden Gängen, die in Kammern und Kessel führen.

Der Fuchs macht hauptsächlich Jagd auf alles Federvieh, doch raubt er auch kleine Säugethiere, und mit großem Appetit genießt er Obst und vorzüglich Trauben, die er bekanntlich, wenn sie ihm zu hoch hängen, für sauer erklärt, wie in der bekannten Fabel steht.

Man fängt den Fuchs entweder in Fallen, oder man schießt ihn. Die Fuchsjagd wird mit eigens dazu abgerichteten Dachshunden betrieben, die ihn aus seinem Bau jagen. Die Fuchshetzen in England sind dort eine Lieblingsbeschäftigung der Jagdfreunde; in Deutschland trieb man ehedem das Fuchsprellen leidenschaftlich. Ein eingefangener Fuchs wurde in einem eingeschlossenen Raume freigelassen, mit ausgespannten Tüchern aufgefangen und so lange durch schnelles Anziehen des Tuches emporgeschleudert, bis das Thier matt und endlich todt niederfiel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0064-7

Fledermaus. Der Sinn des Gefühls in den Ohren und Flughäuten der Fledermäuse ist so fein, daß sie, selbst wenn sie nicht sehen können, im Fluge nirgends anstoßen. Manche fliegen sehr flink, andere dagegen langsamer; für manche ist es schwer, vom Boden aufzufliegen, und sie müssen daher erst an einem Gegenstande hinaufklettern, von dem sie sich dann fallen lassen, um mit den Flügeln Luft zu fangen. Das Laufen und Klettern bewirken sie vorzüglich durch die scharfe Kralle der Daumenzehe, die an der Ecke der Flügel sitzt, sowie durch die Hinterfüße. Auch in der Ruhe hängen sie sich mit ihren Krallen auf, und öfters hängen sich sogar mehrere aneinander. Den Tag bringen sie ruhend, an dunkeln Orten, in Gebäuden, Felsenklüften und hohlen Bäumen zu, wo man sie oft in großer Menge trifft; gegen Abend fliegen sie hervor, um ihre Nahrung aufzusuchen; die Zeit des Erscheinens ist aber, je nach den Arten, verschieden. Ihre Flügel sind fettig, was ihren Flug beim Regenwetter sehr erleichtert. Die Nahrung besteht nur aus Insekten, die sie im Fluge erhaschen, und ihr Nutzen ist um so größer, da sie sehr gefräßig sind, und da nur wenig andere Thiere die bei Nacht fliegenden Insekten vertilgen. Sie bekommen nur ein Junges, selten zwei, die sich an die Brust der Mutter anhäkeln und von ihr so getragen werden, bis sie fast erwachsen sind, was etwa 10 Wochen dauert. In der Gefangenschaft nehmen sie nicht gern Futter an und sterben bald.

In kalten Gegenden verfallen die Fledermäuse in einen Winterschlaf. Durch eintretende warme Witterung erwachen sie, aber auch dann, wenn sie durch strengere Kälte geweckt werden. — Von Katzen, Wieseln und Eulen werden sie oft während ihrer Ruhezeit, oder während des Winterschlafes gefangen; am schlimmsten aber werden sie von Menschen verfolgt, die ihren Nutzen nicht kennen und sich einbilden, sie flögen den Menschen nach den Haaren, fräßen Speck u. dgl. m. Den Speck fressen Ratten und Mäuse, und am Abdruck der Zähne im Speck erkennt man auch leicht, daß Mäuse oder Ratten, nicht Fledermäuse, genascht haben.

Lenz.

Nun folgen Gegenstände, die ihr leicht auffinden werdet: Feder, Federmesser, Flöte, Fingerhut, Feuerstahl, Feile.

Die hier abgebildete **Feder** ist eine Schreibfeder. Sie hat drei Theile, Fahne, Kiel und Spule. Die Fahne besteht aus Federchen, die aus beiden Seiten des Kiels herausgewachsen, auf der einen Seite aber länger sind, als auf der andern. Die Spule, der wichtigste Theil, ist hell, halb durchsichtig, rund, hohl und elastisch und enthält das ganz leichte Mark der Feder.

Die Schreibfedern sind so, wie sie aus den Flügeln der Gans kommen, noch zu weich und mit einer unnützen Haut umgeben; sie werden daher über glühenden Kohlen etwas erhitzt und dann mit einem Tuche gerieben. Man schneidet nun, wenn man damit schreiben will, die Spule mit einem feinen Messer, welches deßhalb **Federmesser** heißt, in schiefer Richtung auf, macht einen kleinen Spalt hinein, spitzt sie gehörig, und so erst ist sie zum Schreiben tauglich geworden.

An dem Federmesser unterscheidet man zwei Haupttheile, das Heft und die Klinge. Jenes ist von Eisen; um ihm jedoch ein gefälliges Ansehen zu geben, hat man es mit blinkendem Horn, Elfenbein u. s. w. belegt. Die Klinge, deren vorderer, scharfer Theil Schneide heißt, ist von Stahl gemacht und hübsch polirt. Manche Federmesser haben mehr als eine Klinge und am Ende noch den Federspalter.

Die **Flöte** ist ein Blasinstrument mit dem sanftesten Tone, eine quer vor den Mund zu haltende Röhre von Holz, mit Löchern, deren Zudecken (mit den Fingern oder den Klappen) die verschiedenen Töne des Diskants bestimmt, die im Umfang des Instruments liegen.

Den Fingerhut gebraucht die Mutter beim Nähen, und ihr habt ihn dann gewiß schon oft an ihrem Finger stecken sehen. Der Name ist ganz passend, denn der Fingerhut soll den Finger beim Eindrücken der Nadel schützen; und damit diese auf der runden Oberfläche nicht abrutsche, ist sie mit vielen Löchlein versehen.

Den **Feuerstahl** gebraucht nicht selten der Vater, wenn er sich sein Pfeifchen anzünden will. Er schlägt alsdann mit dem Feuerstahl auf einen, mit einem Stückchen Zunder (Schwamm) belegten Feuerstein, und die heftige, gleichsam nur auf einen Punkt gerichtete Reibung schmelzt augenblicklich kleine Theilchen vom Stahl, die nun glühend, als kleine Fünkchen, auf den Zunder fallen und ihn anzünden.

Feile. Zur Formung, Gestaltung und Glättung der Metalle und andrer harten Körper, wie des Elfenbeins, des Holzes, werden die Feilen weit mehr gebraucht, als zum Trennen dieser Körper. Diese Werkzeuge haben, je nach dem Gebrauche, eine gar verschiedene Größe und Gestalt, und sind hauptsächlich dem Schlosser, Gürtler, Gold- und Silberarbeiter, Mechanikus, Uhrmacher, auch selbst dem Drechsler, Schreiner und andern Holzarbeitern unentbehrlich. Die größten, mindestens 2 Pfund schweren Feilen, zur Bearbeitung des Metalls aus dem Groben bestimmt, wie namentlich Schmiede und Schlosser sie gebrauchen, werden Armfeilen genannt. Auf sie folgen die Vorfeilen, und dann die zur völligen Ausbildung bestimmten von verschiedener Art. In Rücksicht auf den Hieb (Einschnitte) unterscheidet man die Feilen in grobe und feine. Je enger die einzelnen Einschnitte aneinander stehen, und je feiner dieselben sind, desto feiner sind auch die Feilen. Armfeilen sind die gröbsten, Uhrmacherfeilen die feinsten. Der Gestalt nach gibt es platte, dünne, drei- und viereckige, halb runde, ganz runde u. dgl.

Fasan. Es gibt mehrere Vögel dieses Namens, liebe Leser! hier ist euch der prächtige Goldfasan vorgeführt. Das Männchen ist feuerroth und mit einem hochgelben Federbusch geschmückt, hat einen orangegelben, schwarzgebänderten Federkragen, grünen Ober- und gelben Unterrücken und Bürzel, sowie rostbraune, mit blauem Fleck gezierte Flügel. Das Weibchen ist grau und braun gescheckt. Der Goldfasan legt so wenig, wie der gemeine Fasan, sein scheues Betragen ab, wenn er nicht ganz jung aufgezogen, beständig unter Menschen ist. Er ist unstreitig der schönste seines Geschlechtes und stammt aus China.

Wie der gemeine Fasan, wird auch der Goldfasan in Fasanerien, jedoch mehr zur Zierde als des Nutzens wegen, gehalten. Habt ihr dergleichen Fasanerien schon gesehen? Man hat zahme und wilde. In den zahmen sind die Vögel innerhalb eines eingehegten Stück Landes eingeschlossen, und es gehören dazu verschiedene Gebäulichkeiten ꝛc., wie das Hölzchen (Fasanen-Gehäge), das Fasanenhaus, der Fasanenzwinger (worin die Fasanen des Nachts kommen), die Wohnung des Fasanenwärters und der Kuhstall, der zur Fütterung der Vögel dient. Dergleichen Anstalten erfordern, wie ihr leicht denken könnt, einen ansehnlichen Aufwand, weßhalb ihr denn auch solche Fasanerien fast ausschließlich nur auf den Besitzungen reicher Herren findet. — Bei Anlegung der Fasanerien gibt man jedem Hahn 9—10 Hühner; die müssen mit Weizen, Gerste und Hanf reichlich versorgt und überaus gut gewartet werden, wenn die Vögel sich stark vermehren sollen. Der Wärter sammelt täglich die Eier und legt 12—15 derselben einer jeden Henne, die brüten will, unter. Das Ausbrüten kann aber auch durch eine gewöhnliche Henne oder eine Truthenne geschehen. Dazu ist ein eigenes Gebäude, das Brüthaus, erforderlich.

In einer wilden Fasanerie sind dergleichen Anstalten nicht nöthig; ein kleines, mit verschiedenen Kirrungen und Ständen versehenes Gebüsch ist hinreichend. In diesem sowie auf den nahen Wiesen und Feldern gehen die Fasanen frei umher, brauchen nur im Winter gefüttert zu werden und vermehren sich ohne weitere Wartung und Pflege ganz gut.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0066-8

Die Pflanze rechts auf unserer Tafel, mit den länglich schmalen und spitzigen Blättern und den schönen blauen Blüthen heißt

Flachs. Er ist für uns eine gar wichtige Pflanze und so unentbehrlich wie der Hanf; denn ohne sie hätten wir keine Leinwand. — Man benutzt vom Flachse die Fasern, welche sich zwischen der äußern Haut und dem innern, holzartigen Kern befinden. Um diese Fasern von der Haut und dem Holze zu trennen, läßt man sie eine Zeit lang in fließendem Wasser und dann an der Luft liegen. Darauf werden sie gedörrt, mit einer Breche gebrochen, damit der innere Kern von den Fasern ablasse, oder mit einem Holze geklopft, mit der Schwinge auf einem Schwingblock geschlagen, um die Haut von den Fasern wegzuschaffen, dann auf einer Hechel gehechelt, um die Scheven (Werg) von dem Flachs abzusondern, und endlich auf einem Spinnrade gesponnen. Der gesponnene Flachs, der Garn heißt, wird gehaspelt, ferner in einer Lauche von Holzasche gekocht und nun entweder Leinwand davon gewebt, oder zum Nähen und Stricken u. dgl. gezwirnt.

Zu dem Bleichen der Leinwand wendet man eine Lauche von Lauchensalz an und die Wirkung der freien Luft, wo sowohl der Einfluß des Sonnenscheins, als öfteres Befeuchten mit Wasser die graue Farbe der Leinwand zuletzt in die weiße verwandelt.

Aus dem erbsengroßen Samen gewinnt man das Leinöl und aus den Hülsen die sogenannten Leinkuchen, die zuweilen den Pferden und anderen Thieren als Futter gegeben werden.

Feige. Der Feigenbaum, der bei uns nur in Gewächshäusern angetroffen wird, wächst in Asien und Südeuropa wild und ist dort von mittlerer Größe, während er bei uns stets zwergartig bleibt. Die sehr süße, fleischige, birnförmige Frucht trägt die Blüthen in sich selbst. Der Saft in den Zweigen, Blättern, ja sogar in dem Fruchtstiel ist scharf und giftig, und wird nachher doch in der Frucht in einen so gesunden, süßen, wohlschmeckenden umgeschaffen. Die Feigen von solchen Bäumen, die auf gar zu gutem Boden stehen, müssen, auch in warmen Ländern, erst einen Insektenstich erleiden, wenn sie reif und genießbar werden sollen; die, welche auf einem armen Boden wachsen, reifen meistens von selber.

Die bekanntesten Sorten der getrocknet und an Fäden gereiht zu uns kommenden Feigen sind die smyrnischen, griechischen, italienischen, spanischen und andere. Sie gelten für ein Brustmittel.

Fisch. Wie die Abbildung zeigt, schwimmt derselbe aber nicht im Wasser, sondern schwebt in der Luft, weshalb er denn auch fliegender Fisch genannt wird. Er ist fast wie ein Häring gestaltet, nur daß er besondere, zum Fliegen eingerichtete Brustflossen hat, die so lang wie sein Körper sind. Wenn er von andern Fischen verfolgt wird, so sucht er ihnen zu entgehen und schwingt sich aus dem Wasser in die Höhe, wo er dann freilich nicht selten eine Beute der Raubvögel wird. Sobald die Brustflossen trocken geworden, fällt er wieder in's Wasser herab. — Die fliegenden Fische werden in wärmeren Meeresgegenden angetroffen, und es soll dort einen überraschenden Anblick gewähren, wenn diese silberglänzenden Wasserbewohner sich im Sonnenglanze wiegen.

Die **Fischotter**, ein sehr scheues, mit scharfen Sinnen begabtes Thier, hat einen kleinen, platten, stumpfen Kopf mit weiten Backen, kleinen braunen Augen und kurzen, kaum bemerkbaren Ohren, einen niedrig-flachen Leib, kurze fünfzehige, mit Schwimmhäuten und langen Klauen versehene Füße, und einen dünn zulaufenden Schwanz. Dieser mißt über einen Fuß, und die Körperlänge, ohne denselben, mehr als 2 Fuß. Der glänzend glatte Balg hat eine dunkelbraune Farbe, aber Backen, Brust und Bauch sehen weißlich, Schwanz und Beine licht kupferbraun aus.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0067-3

Die Fischotter wird in den nördlichen gemäßigten Weltgegenden, auch am Rhein, an fischreichen süßen Gewässern angetroffen. Hier bereitet sie sich vom Wasser ausgeschwemmte Löcher unter den Ufern oder unter Baumwurzeln zur Wohnung; noch lieber aber sucht sie sich verlassene Fuchs- oder Dachshöhlen dazu aus. Sie frißt Fische, Krebse, auch Wasserratten, Wasservögel und Frösche und ist überhaupt sehr gefräßig. Sie geht ihrer Nahrung des Nachts mit großer Vorsicht nach, würgt mehr, als sie verzehren kann, so daß ein Paar dieser Thiere einen Teich in kurzer Zeit ganz entvölkern kann. Gewöhnlich jagt sie gegen den Strom, und wenn ihrer mehr beisammen sind, so pfeifen sie von Zeit zu Zeit laut, um einander Zeichen zu geben. Sie schwimmt vortrefflich und kann sich lange unter dem Wasser halten; doch auch außerhalb desselben läuft sie schnell genug. — Von Natur wild, boshaft und listig, vertheidigt sie sich herzhafter, als irgend ein Thier, wobei ihr das scharfe Gebiß und die starke Haut vortrefflich zu Statten kommen. Dessen ungeachtet lassen sich die Jungen, deren das Weibchen jährlich zwei bis vier wirft, sehr leicht zähmen und zu allerlei Kunststücken, ja zum Fischfang abrichten.

Das Schätzbarste an der Fischotter ist unstreitig der schön glänzende, feinhaarige Balg, aus welchem Muffe, Strümpfe, Schuhe u. dgl. gemacht werden; die feinen Haare geben herrliche Hüte und aus den Schwanzhaaren verfertigt man Pinsel.

Die **Frösche.** Diese Amphibien sind über die ganze Erde verbreitet, jedoch in heißen Ländern weit zahlreicher, als in gemäßigten oder kältern, wo sie im Winter erstarren, bis die Frühlingswärme sie wieder aus ihrem Winterschlafe weckt. Sie sind ungeschwänzt, haben einen nackten Körper mit 4 Beinen, wovon die hintern länger als die vorderen sind. Die Zehen der Vorderfüße sind getrennt, die hintern aber, wenigstens bei den meisten Fröschen, durch eine Schwimmhaut verbunden. Die Zunge ist kleberig und vorn gespalten, und der Frosch erhascht damit Insekten, indem er sie zurückschnellt. — Wenige Frösche bringen auf Bäumen, die meisten auf dem Lande, oder im Wasser zu. Zu gewissen Zeiten aber begeben sich alle in's Wasser, wo Eier und Larven nur allein leben und gedeihen können.

Die Stimme der Frösche ist laut und meist kräftig, jedoch nach den Gattungen sehr verschieden. Sie bringen uns keinen Schaden, vielmehr immer Nutzen, ja, eine Art hält man zu Hause sogar als Wetteranzeiger in Gläsern. Das ist der Laubfrosch. Er ist, wie die Abbildung zeigt, oben schön grün, unten gräulich weiß. Beide Farben sind durch eine schwarzgelb eingefaßte Linie unterschieden, die bei der Nase anhebt und bis zu den Schenkeln reicht. Beim Schreien bläht das Männchen die schwarzgelbe Kehle gleich einer Kugel auf, welche beinahe so groß als der Körper selbst ist. — In Gläsern hat man Laubfrösche 8 und mehr Jahre gehalten, und der Naturforscher Brehm erzählt von einem solchen, der sogar Verstand und Erinnerungsvermögen zeigte.

Der Fischer.

1. Saß ein Fischer an dem Bach,
Wollte Fischlein fangen;
Doch es blieb den ganzen Tag
Leer die Angel hangen.

2. Endlich zuckt es, und er sah
Fischlein zappelnd schweben;
Goldenröthlich hing es da,
Fleht' ihn um sein Leben.

3. „Lieber Fischer, laß mich los!"
Sprach's mit glatten Worten;
„Laß mich in der Wellen Schooß',
Bis ich groß geworden!"

4. „„Fischlein, das kann nicht geschehn!
Hier hilft kein Beklagen;
Ließ ich dich jetzt wieder gehn,
Möcht' ich zu viel wagen.""

5. „Denke doch, wie klein ich bin!
Hast ja kaum drei Bissen
Laß mich in die Fluth dahin,
Wirst mich nicht vermissen."

6. „„Weil du gar so niedlich bist,
Und so jung am Leben,
Sei dir eine kleine Frist
Noch von mir gegeben.

7. »Wirst du aber größer sein,
Denk' an deine Worte!
Stelle dich zum Fange ein
Hier an diesem Orte!«

8. Fröhlich sprang das Fischlein hin
In die Wellenkühle,
Trieb mit frischem, heiterm Sinn
Seine lust'gen Spiele.

9. Als ein Jahr vorüber war,
Dacht' es seiner Worte,
Stellte sich dem Fischer dar
An dem alten Orte.

10. Doch der sprach: »Weil du so treu
An dem Wort gehangen,
Laß ich dich auf immer frei,
Will dich niemals fangen!«

K. W. Hamler.

Tafel G.

Nun wenden wir uns zur Tafel G! Sie bringt einige allerliebste Bildchen, z. B. das unterste, womit wir diesmal beginnen wollen.

Der Mann mit dem krummen Messer in der Hand und den Weidenzweigen unter'm Arm, ist ein **Gärtner**. Sein Geschäft bringt Sommer und Winter hindurch die mannigfaltigsten Arbeiten, und es ist darum, neben seiner großen Nützlichkeit, auch ein recht angenehmes. Denn er genießt, wie nur wenige Geschäftsleute, bei allen seinen Hanthierungen stets die freie, frische Luft und sieht, wenn der Himmel seinen Segen schenkt, seine Arbeiten oft schon nach kurzem Zeitraum mit den schönsten Früchten belohnt, wie euch die prächtigen, vor ihm liegenden **Gurken** beweisen, aus denen die Mutter den so trefflich schmeckenden Gurkensalat bereitet, sowie die Pfeffer- und Sauergurken, die beim Fleische so gern genossen werden.

Er schaut eben nach dem fernen Horizonte, ob nicht aufsteigende Wolken heranziehen und seine nach Regen lechzenden Gewächse tränken und erquicken möchten. Denn diese Erquickung von oben ist für sie von ganz anderer Wirkung, als wenn er sie mit der Gießkanne begösse, die vorläufig noch am Boden ruht. Und es scheint, als stehe der befruchtende Regen zu erwarten, denn die Landleute in der Nähe des Gärtners beeilen sich, das in kleine Bündel oder **Garben** zusammengebundene Getreide auf den Wagen zu laden, um es noch trocken in die Scheune einzufahren. Kann die Scheune die reiche Ernte nicht fassen, so setzt man das Getreide auch wohl auf dem Felde in große, kegelförmige Haufen oder Schober, wie ihr einen zur Seite des Wagens stehen seht, zusammen.

Gärtnerlied.

1. Der Gärtner hat ein Leben,
Das Vielen wohlgefällt;
Im Sommer und im Lenze
Da machen Blumenkränze
Ihm angenehm die Welt.

2. Ihm streuen die Viole,
Jasmin und Rose Duft;
Die schön geschmückten Lauben,
Sie bieten Obst und Trauben
In balsamirter Luft.

3. Es kann ihm niemals fehlen
An Zeitvertreib und Scherz;
Der sanften Winde Wallen,
Der Chor der Nachtigallen
Bezaubern Ohr und Herz.

4. Ich bin in Gottes Garten
Gepflanzt in guten Raum;
In meines Lebens Tagen
Möcht' ich auch Früchte tragen,
Gleich einem guten Baum!

M. Chr. Fr. Segelbach.

Die **Georgine** sowie das **Gänseblümchen**, die der Gärtner wohl auch in seinem Garten haben mag, haben hier auf unsrer Tafel vom Maler eine besondere Stelle erhalten: denn auch sie sind, wie so manche, euch hier schon vorgeführte Blumen, unsrer aufmerksamen Betrachtung werth.

Die Georgine, welche, aus Amerika stammend, seit nicht gar langer Zeit erst in Deutschland bekannt ist, gleicht an Gestalt der Sonnenblume. Sie wird einfach und gefüllt gezogen, ist vielblätterig und prangt in gar mannigfaltiger, oft glühender Farbenpracht in unsern Gärten, wo wir uns an ihrem Schmucke die schöne Sommerzeit hindurch bis zum späten Herbste hin erfreuen.

Das Gänseblümchen oder Maßliebchen bringt uns schon der März als einen der ersten Frühlingsboten zum Schmuck der Wiesen und Gärten. Das wildwachsende hat goldgelbe Scheiben, weiße Strahlenblüthen und spatelförmig gekerbte Blätter. Es blüht fast das ganze Jahr und mehrt sich durch Wurzelsprossen.

Dicht unter dem Gänseblümchen sitzt auf einem Nadelholzzweige das **Goldhähnchen.** Es ist 3½ bis 4 Zoll lang, demnach noch etwas kleiner als der Zaunkönig und von den Vögeln, die im Winter zusammen oder wenigstens einzeln bei uns bleiben, einer der buntesten. Es hat nämlich einen gelben, schwarzgeränderten Scheitel mit grauer Stirn, einen zeisiggrünen Oberleib und Rücken mit weißlichgrauer Unterseite. In Laub- und Nadelholzwäldern lebend, nährt es sich von allerlei Sämereien, wird uns aber besonders durch das Vertilgen schädlicher Insekten und ihrer Eier und Larven sehr nützlich.

In der Mitte unsrer Tafel ist eine **Guitarre** abgebildet. Die Guitarre, die spanische Kithara (Cither), ist ein musikalisches Instrument, welches mit 6 Darmsaiten bezogen ist, die theils mit dem Daumen gestrichen, theils mit den Fingern gerissen werden. Die Guitarre wird, der Eigenthümlichkeit ihres Tones nach, gewöhnlich nur zur Begleitung des Solo- oder Einzelgesangs gebraucht, wofür ihr harfenähnlicher Klang auch wohl sich eignet. Hast du, junger Leser, nicht schon öfters herumziehende Frauenzimmer gesehen, wie sie an öffentlichen Vergnügungsorten, wohin dich der Vater mitnahm, den versammelten Leuten, mit Begleitung ihrer Guitarre, etwas vorsingen und dadurch sich ein ziemliches **Geld** zusammenspielen? Denn nicht selten, mußt du wissen, fallen, neben manchen kleinen kupfernen Münzen, aus der mitleidigen Hand eines fröhlichen Gastes auch wohl Silbergroschen, sowie halbe und ganze „Dreizehner" in das hingehaltene Tellerchen.

Der **Gabelschwanz**, ein Schmetterling, den man zu den Nachtvögeln zählt, hat kurze, borstenähnliche Fühlhörner und beim Sitzen hängende Flügel. Die Vorderflügel sind weißgrau, schuppen- und wellenförmig gezeichnet und mit blaßrothen Adern durchzogen; die Hinterflügel mehr graufarbig. Die Raupe ist mehrentheils behaart und spinnt sich in ein seidenartiges Gewebe ein.

Das **Glas** mit dem langen Fuße, welches du ganz oben auf der Tafel G. siehst, ist ein Weinglas. Es ist, wie man deutlich bemerken kann, ein Wappen darauf geschliffen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0070-1

Die **Gabel** daneben, mit den drei Zinken, ist ein Tischgeräth, das ich weiter nicht zu beschreiben brauche, denn ihr jungen Leser kennt es gar wohl.

Die **Giraffe**, welche in Afrika lebt, ist das höchste Thier, welches man kennt, denn es mißt von den Hörnern bis zu den Hufen der Vorderfüße an 18 Fuß. Ihr Fell ist weißlich und überall mit gelblich braunen Flecken besät, die namentlich auf den hintern Theilen sehr regelmäßig und zierlich im Kreise stehen. Sie hat einen länglichen Kopf mit zwei kurzen Hörnern und einen sehr kurzen Höker, als drittem Horn, über den Stirnbeinen; ihr Hals ist sehr lang und dünn, und die Vorderbeine sind weit länger als die Hinterbeine, so daß der Rücken eine nach hinten abschüssige Richtung erhält. Die schlanken Beine sind mit gespaltenen Hufen versehen, und der Schwanz ist dem eines Ochsen ähnlich. Ihr Lauf ist nicht sehr schnell, aber höchst sonderbar. Sie kann nur Schritt vor Schritt gehen oder galopiren; allein Letzteres ist sehr schwerfällig und plump. Diese scheinbare Langsamkeit verschwindet jedoch durch die Größe ihrer Sprünge, die 12 bis 16 Fuß betragen.

Die Giraffe ist furchtsam: sie horcht auf jedes Geräusch, erschrickt aber nicht. Ihr äußerst gutmüthiges Wesen nimmt man schon wahr, wenn man dem Thiere in das schöne, sanfte Auge schaut. Ihre Nahrung, die zumeist in Baumblättern besteht, faßt sie mit der, gleich einem Wurm geformten langen Zunge, deren Spitze bald hakenförmig, bald spiralförmig um die zu verspeisenden Gegenstände gebogen ist. Ihr Fleisch, besonders das der Jungen, soll sehr wohlschmeckend sein; ihr Fell wird zu Decken gebraucht.

Die **Grille**, auch Heimchen genannt, ist ein Insekt, welches durch seine zangenartigen Freßwerkzeuge, sowie durch die, freilich weicheren Flügeldecken der Käfergestalt sich nähert. Sie ist gelblich braun, hat ziemlich lange, borstenförmige Fühlhörner und hinten zwei stachelförmige Auswüchse. Man unterscheidet sie auch schon dadurch leicht von der, ihr etwas ähnlichen Feldgrille, daß man bei ihr gar keine Flügel, sondern nur Flügeldecken wahrnimmt, an deren innerem Theile eine trommelartig gespannte Hautplatte sich befindet.

Gewiß habt ihr das Thierchen schon oft hinterm Ofen, Feuerheerde oder Backofen gehört, wo es sich so gern aufhält und bei Nacht mit einem zirpenden Laut sich bemerklich macht, den das Männchen durch das Streifen seiner Füße an den trocknen Flügeldecken hin, hervorzubringen scheint.

Tafel H.

Wir beginnen die Beschreibung der Gegenstände auf dieser Tafel mit den unten dargestellten zwei Bewohnern des Waldes, dem Hirsch und dem Hasen.

Der **Hirsch** ist vermöge seines schlanken Baues und seines majestätischen, durch das Geweih nur noch mehr gehobenen Ansehens unstreitig das schönste, in Deutschland wild lebende Thier. Er erreicht eine Höhe von 4 bis 4½ Fuß und eine

Länge von 6 bis 7 Fuß. Die Farbe seines Felles ist je nach der Jahreszeit verschieden: im Sommer ist dasselbe roth- oder gelbbraun, mit schwärzlicher Rückenlinie, im Winter gleichförmig graubraun mit blaßgelblichem Kreuze und Schwanze. Der Kopf ist länglich und wohlgebildet und beim Männchen mit einem Geweihe geziert; die Ohren sind sehr beweglich und die Augen feurig und lebhaft. Unter letzteren, die in der Jägersprache Lichter heißen, befindet sich eine Vertiefung, Thränengrube genannt, worin sich eine fettige Masse sammelt, die sich allmälig verhärtet, schwarz, glänzend und wohlriechend ist und Hirschbezoar genannt wird. Das Junge heißt Kalb; ist es männlich, so wird ein Spießer daraus im zweiten Jahre; im dritten, wo das Geweih des Thieres Zacken oder Enden bekommt, heißt es Gabler. In der Folgezeit erhält sein Geweih immer mehr Enden, und der Hirsch ist hiernach ein Sechsender, Achtender u. s. w. Das erwachsene Weibchen heißt Hindin.

Ehemals, als es in Deutschland noch viele und große Wälder gab, waren auch noch mehr Hirsche zu finden, und da man sie mehr geschont, so wurden sie auch älter, und ihre Geweihe hatten oft eine große Anzahl Enden. So war z. B. der von Friedrich I., König von Preußen, 1696 geschossene Hirsch ein Sechsundsechszigender.

Die Hirsche sind zutraulich und lassen sich, jung eingefangen, leicht zähmen, in der Brunstzeit aber werden die Männchen lebensgefährlich.

Das Fleisch des Hirsches ist schmackhaft; seine Haut gibt ein schönes Leder, und das Geweih wird von den Drechslern verarbeitet und außerdem, wie sein Talg oder Fett, in der Medizin benutzt.

Der Hirsch gehört zur hohen Jagd und hat deßhalb am Menschen seinen gefährlichsten Feind. Der Jäger beschleicht ihn auf dem Anstande, dem Pürschgange, oder er erlegt ihn in einem Treibjagen. Die unmenschlichen Parforce-Jagden, wo dieses edle Thier mit Hunden zu Tode gehetzt wurde, haben fast gänzlich aufgehört.

Ehemals bediente man sich der gezähmten Hirsche zum Fahren, und es mochte ein recht stattlicher Anblick sein, wenn der König August von Polen mit 8 Hirschen, oder der Herzog von Meiningen mit 6 dieser schönen Thiere ausfuhr.

Der **Hase** ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, von seiner Gestalt und Farbe etwas zu sagen. In manchen Gegenden Deutschlands, wo sie geschont werden, wimmelt es auf den Feldern von Hasen; in solchen aber, wo man ihnen beständig nachstellt, ist selten einer zu sehen. Das arme verfolgte Thier ist in beständiger Lebensgefahr, woraus es vor allem seine Schnelligkeit retten kann. Diese aber verdankt es der Bildung seiner Hinterbeine, welche bekanntlich länger als die Vorderbeine sind. Aber auch der feine Geruch und das äußerst scharfe Gehör helfen vortrefflich mit, seinen Verfolgern zu entkommen. Sein Gesicht dagegen ist nicht sonderlich, obgleich die Augen groß sind. Man hört selten einen Laut vom Hasen; doch gibt er in Gefahr einen quikenden Ton von sich.

Der Hase gräbt sich keine Höhle, sondern scharrt sich nur ein Loch auf, in welchem er, einer Erdscholle gleich, so zusammengerollt liegt, daß Hunde und Füchse oft getäuscht an ihm vorbeilaufen, und dies um so mehr, da er die Spur nach seinem Lager durch Kreuz- und Querwege zu verwirren weiß.

Der Hase nährt sich nur von weichen Pflanzentheilen; im Winter benagt er die jungen Bäume, wodurch er viel Schaden anrichtet. — Die Männchen gerathen manchmal miteinander in Kampf; es sieht dann possirlich aus, wenn zwei Hasen, auf den Hintern sitzend, mit den Vorderpfoten sich so lange schlagen, bis der Besiegte die Flucht ergreift.

Die Hasen müßten sich, da sie drei- bis viermal im Jahre Junge haben, unglaublich vermehren, wenn nicht Jungen und Alten von Menschen und von so vielen Thieren unaufhörlich nachgestellt würde. Sie gehören zur niedern Jagd, wie der Hirsch zur hohen.

Der Hase galt bei allen Völkern des Alterthums als Sinnbild der Zaghaftigkeit, nebenbei aber doch als ein vorzüglicher Leckerbissen, und unsre alten Vorfahren meinten

gar, man bleibe vom Genusse eines Hasen eine ganze Woche lang schön. Nur bei den Juden gehörte der Hase zu den unreinen Thieren, und sein Fleisch sonach zu den verbotenen Speisen. So auch bei den Türken; die Araber dagegen schätzen ihn sehr.

Vom Hasen wurden sonst und auch wohl noch jetzt verschiedene Theile in der Arznei gebraucht; so das Hasenfett. Der Balg, mit seiner haarigen Seite auf die leidenden Theile gelegt, ist den Gichtkranken sehr wohlthätig; außerdem werden die Haare vorzüglich von Hutmachern gebraucht. Die Hasenbälge bilden darum auch einen sehr bedeutenden Handelsartikel.

Der **Hirschkäfer** zeichnet sich durch seine Größe und seinen hirschgeweihförmigen Oberkiefer aus. Er ist ein schönes, dunkelbraunes oder schwärzliches Insekt, lebt als Larve in faulenden Baumstämmen oder in Holzerde; als Käfer saugt er lieber mit seiner Zunge Säfte, die aus verwundeten oder behauenen Bäumen herausfließen, und in der Gefangenschaft — wo man ihn auch lange Zeit mit Wein- und Eichenblättern erhalten kann — Zuckerwasser. Die Männlein haben starke, hirschartige Geweihe, mit denen sie tüchtig kneipen können; die Weibchen haben bei weitem kleinere Kinnbacken, können aber damit weit empfindlicher zwicken. — Die Römer sollen die garstigen Larven als Delikatesse gespeis't haben.

Die **Heuschrecke** ist ein Insekt mit sehr langen Fühlhörnern, die manchmal länger sind als der Leib. Die Männchen haben an dem aufliegenden Theile der linken Flügeldecke einen rundlichen Spiegel, welcher von starken, erhabenen Nerven umgeben ist; der aufliegende Theil der linken Flügeldecke ist mit starken Nerven durchzogen und wird mit großer Schnelligkeit auf dem Spiegel gerieben, wodurch die schwirrenden Töne entstehen. —

Eine besondere Art bilden die Wanderheuschrecken.

Sie fressen in manchen heißen Ländern gar oft jedes grüne Blatt und Gras so ganz ab, daß man in weiten Strecken nichts anders sieht, als den dürren Boden. Ihre zahlreichen Schwärme gleichen Wolken, die den Horizont verdunkeln und das Sonnenlicht auffangen. Bei heftigerm Winde wenden sich die Schwärme wie dichte Bataillone, die in geschlossenen Reihen marschiren, rasch nach seiner Richtung. Wo sie sich niederlassen, wird der Boden meilenweit mit ihren 5 bis 7 Zoll dicken Lagen bedeckt. Das Geräusch, welches sie beim Abfressen der Blätter machen, gleicht dem Rauschen des fallenden Hagels. Bei ihren verheerenden Mahlzeiten folgen sie alle derselben Richtung, wie in wohlgeordnetem Heereszuge, und wo sie ihre Myriaden ausbreiten, da verschwindet das Grün der Erde.

Sie haben eine Regierung wie die Bienen. Wenn der König oder Zugführer auffliegt, so folgen ihm alle massenweise nach. Wenn sie sich in die Luft erheben, so kann man buchstäblich sagen, daß sie die Sonne verdunkeln. Bei ihrem Abzuge lassen sie ihre Excremente, welche die Luft bald verpesten, und Tausende von Eiern zurück, aus welchen dann im folgenden Jahre ein neues und noch zahlreicheres Heer entsteht. —

Diese Heuschrecken sind über 5 Zoll lang und fingerdick; ihr Kopf ist wie der eines Pferdes gestaltet, und ihr großer Mund zeigt in beiden Kinnladen vier Schneidezähne, die sich wie die Theile einer Scheere kreuzen.

Der **Haifisch** ist das gefräßigste Raubthier des Meeres. Er wird 25 bis 40 Fuß lang und wiegt 3 bis 4000 Pfund. In dem weiten Rachen stehen mehrere Reihen Zähne, die theilweise beweglich sind und zum Festhalten der Beute dienen. Zur Seite hat er fünf Luftlöcher. Seine Augen sind länglich und geben ihm ein fürchterliches Aussehen.

Das furchtbare Thier frißt alles, was ihm vorkommt, fällt große Fische an und begnügt sich mit dem kleinsten Abgang aus den Schiffen, die er darum stets verfolgt. — Man erzählt, daß im Jahr 1758 ein Matrose im Mittelmeer von einer

Fregatte über Bord gefallen und augenblicklich von einem Hai verschlungen worden sei. Der Kapitain, der dieses gesehen, ließ augenblicklich ein Geschütz auf das Unthier abfeuern, welches dadurch so gut getroffen ward, daß es den noch lebenden, wenig beschädigten Matrosen von sich gab, welcher nun mit dem getödteten Hai an Bord genommen wurde und später mit dem Thiere, in welchem er verschlungen war, in Europa herumreiste. Die Sache klingt sehr fabelhaft. Gewöhnlich zerbeißt der Hai einen Menschen in fünf, sechs Stücke, weil er ihn nicht, wie die Schlange einen Hasen, ganz verschlingen kann.

Eine Thatsache ist, daß dem Hai immer ein kleiner Fisch, den man Pilot nennt, voranschwimmt, um ihm die Beute anzuzeigen, von welcher er dann immer sein bescheiden Theil bekommt. Da er alles frißt, was er findet, so ist er leicht durch eine Angel zu fangen, an welche man irgend einen Knochen oder ein Stück Fleisch befestigt. Die Kette, woran es hängt, muß jedoch stark sein, weil das Unthier schwer und, sobald es verwundet, sehr unbändig ist.

Die **Haselnuß** ist die Frucht des Strauches, den ihr so häufig in Hecken und Gebüschen antrefft, und dessen männliche Blüthen ihr gleich im Frühling wie lange, gelbe Würstlein herabhängen seht. Sobald diese anfangen ganz gelb zu werden und gelben Staub auszustreuen, muß man den Haselnußstrauch nur recht genau betrachten, und man wird dann an den Zweigen viele kleine Knöspchen sitzen sehen, die oben ein schön carminrothes Federbüschchen haben. Das sind die weiblichen Blüthen, woraus die Haselnüsse entstehen. Diese aber euch näher zu beschreiben, wäre überflüssig, denn ihr habt deren schon gar manches Hundert aufgeknackt und wisset, wie der Kern beschaffen, und noch besser, wie er schmeckt.

Die **Herbstzeitlose** ist eine bekannte Blume, die wir im Herbste auf Wiesen und Triften finden. Da sie aber eine Giftpflanze ist, so verdient sie schon darum eine genauere Beschreibung. — Die Blume entsproßt im Herbste einem Zwiebelgewächse, ohne von Pflanzenblättern begleitet zu sein. Sie ist sechsblätterig, und die aufrechtstehenden lanzettförmigen Blätter sind hübsch fleischroth. Nach wenig Tagen sind jedoch die Blüthen schon verwelkt, ohne daß man Früchte zu sehen bekommt. Die Sache verhält sich aber so: der Fruchtknoten befindet sich in der Zwiebel und kommt im Frühjahre mit den Pflanzenblättern zum Vorschein.

Die Zwiebel ist giftig und zu heilsamer Arznei dienlich. Der Saft der zerquetschten Blätter wird von Landleuten gebraucht, um das Vieh vom Ungeziefer zu reinigen. — Daß die Heilkraft dieser Pflanze blos dem Arzte vorbehalten sein muß, versteht sich von selbst, weil sonst leicht der Tod auf das Mittel erfolgen könnte. Uebrigens wird die Pflanze selten Unheil anrichten, weil keine Frucht hier den lüsternen Unkundigen anlocken kann.

Der **Hafer** zeichnet sich hauptsächlich durch die lange, geknickte Blüthenborste oder Granne aus und ist diejenige Getreideart, welche unsere deutschen Vorfahren vor schon 2000 Jahren am meisten und fast allein angebaut haben, da andere Getreidearten, wie Weizen und Roggen, in ihren kalten, feuchten Waldgegenden nicht gediehen. — In getreidearmen Gegenden wird auch aus dem Hafer Brod gebacken; am meisten aber dient er als Futter für die Pferde.

Die **Hirse** ist eine, ursprünglich aus Indien stammende Getreideart, die schon warme Sonne und wärmeren Boden, als der Hafer, haben will, und unsere norddeutschen Landsleute kennen daher den Hirsebrei kaum dem Namen nach, den sich hier besonders die liebe Jugend so gut schmecken läßt. Die rothen Blümchen hängen wie Perlenschnüre, die sich unter ihrer Last beugen, an dem behaarten, schilfartigen Schaft herunter.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0074-2

Die Himbeerstaude ist durch ihre schön rothen, wohlschmeckend süßen Beeren (**Himbeeren**), woraus man den kühlenden Himbeersaft macht, euch Allen wohl bekannt. Ihr seht sie bei uns sowohl wild, als in Gärten gedeihen. In den nördlichsten Ländern, wo kein Obst und kein Wein mehr forthommt, gibt es diese Beeren in großer Menge, so daß sie dort eine Art Ersatz für den Wein sind und sowohl frisch, als eingemacht gegessen werden.

Das **Huhn**. Ihr kennt, liebe Leser, diesen nützlichen Hausvogel gewiß zur Genüge; daher will ich von seiner äußeren Beschaffenheit auch nicht viel reden.

Der Vogel stammt aus Ostindien, wo er noch jetzt wild in den Wäldern angetroffen wird. Sein blutrother, fleischiger Kamm auf der Stirn unterscheidet ihn von andern Gattungen seines Geschlechts. Die Farbe des Gefieders ist sehr verschieden, und die Zeichnung durch Zähmung des Vogels mit der Zeit so mannigfaltig geworden, daß sie nicht bestimmt angegeben werden kann.

Die **Henne** ist ihren Jungen mit gar zärtlicher Sorge und Liebe zugethan. Allenthalben führt sie dieselben herum und scharrt den Boden auf, sie mit Nahrung zu versehen. Und hat sie einen glücklichen Fund gethan, mit welcher Freude glockt sie dann ihre Küchlein zum Mahle zusammen! Und wenn Gefahr droht, welch Angstgeschrei erhebt sie dann, und hat nun nicht Ruh' noch Rast, bis alle unter ihren schützenden Flügeln versammelt sind.

Der **Hahn** ist größer und schöner, als das Huhn. Sein Körper ist weit schlanker gebaut und mit einem hübsch schillernden Gefieder bedeckt. Besonders zeichnen sich die zwei langen, sichelförmigen Federn des Schwanzes und die Halsfedern aus. Kamm und Kehllappen sind ebenfalls größer, und statt der Hinterzehe hat er an jedem Fuße einen Sporn. Er schreitet stolz auf dem Hofe einher, und wagt ein fremder Hahn sich auch hinein, dann behauptet er sein Recht, wobei es nicht selten zu heftigen, meist blutigen Kämpfen kommt.

In England läßt man die Hähne miteinander kämpfen und wettet dann große Summen darauf, welcher Hahn siegen werde.

Henne und Küchlein.

1. Ein niedlich Hühnchen war einmal,
Das legte manch' Eichen weiß;
Fünfzehn sind's an der Zahl,
Da brütet es drauf mit Fleiß,
Saß Tag und Nacht auf den Eiern,
Mocht' auch kein Stündchen mehr feiern.

2. Und sieh! nach dreien Wochen,
Verflossen in Mühe und Schweiß,
Sind Küchlein daraus gekrochen,
Zu lohnen den emsigen Fleiß,
Und laufen bald froh mit der Henne
Zum Hof, auf das Feld und zur Tenne.

3. Wie hat sich die Henne gefreut,
Wie sehr für die Kleinen gesorgt!
Sie hat keine Mühe gescheut,
Hat all' ihre Wünsche erhorcht,
Hat sie mit Muttersorgen
Gewärmt von Abend bis Morgen.

4. Die Küchlein wurden groß und alt,
Bedurften der Mutter nicht mehr;
Da haben sie sie verlassen bald,
Gedachten auch ihrer nicht mehr.
Der Henne Treu' ist Müttern eigen;
Wollt, Kinder, ihr den Küchlein gleichen?

J. H.

Tafel V.

Die Tafel I. führt euch zunächst den Iltis vor und zwar in einer Stellung, als wollte er eben auf Beute lauern.

Der **Iltis** ist fast in allen Ländern zu finden, wo der Hausmarder heimisch ist, und hat mit diesem Raubthier große Aehnlichkeit, nur ist er merklich kleiner. Sein Pelz hat eine kaffebraune Farbe; Nasen- und Ohrenspitze sind weiß.

Der Iltis ist nicht so kühn wie der Marder, steht ihm jedoch an List und Grausamkeit nicht nach und ist besonders dem Geflügel des Hauses gar gefährlich, denn er würgt in den Hühnerställen Alles, was ihm vorkommt. Er fällt überhaupt alle Thiere an, denen der Marder nachstellt, frißt aber auch Frösche und Kröten und, wie der Igel, Kreuzottern sammt ihren Giftdrüsen und Giftzähnen, und es schadet ihm eben so wenig, als ihr giftiger Biß. Sein Leben ist überhaupt äußerst zähe, so daß er immer wieder zu sich kommt, wenn man ihn auch zehnmal todtgeschlagen zu haben glaubt. Er verbreitet, besonders im Frühjahr, einen argen Gestank aus beiden Drüsen unter dem Schwanze, weßhalb er denn auch nicht mit Unrecht Stänkerratz genannt wird.

Der wilde **Jasmin** stammt aus dem südlichen Europa, wird aber überall in Gärten gezogen. Er hat weißliche Blüthen, die aus 4 und 5 Blumenblättern bestehen und sehr stark und wohl riechen.

Der eigentliche und ächte Jasmin gedeiht bei uns nicht im Freien, sondern muß einen größern Theil des Jahres hindurch im warmen Zimmer gehalten werden.

Die **Johannisbeere**, die Frucht des stachellosen Johannisbeerstrauches, hängt in rothen oder blaßgelben u. s. w. Träubchen an den Zweiglein herab und ist, wie ihr wohl Alle wißt, von gar angenehmem, süß-säuerlichem Geschmack.

Insekten. Bei Betrachtung der vorhergehenden Tafeln habt ihr schon einige dieser Thiere kennen gelernt. Die Tafel I. bringt euch wieder mehrere, die merkwürdig genug sind, um sie etwas näher in Augenschein zu nehmen: die Hornisse, die spanische Fliege, den Johanniskäfer, den Blumenkäfer, die Jakobäerin, die Termite.

Die **spanische Fliege**, in der Mitte der drei Erstgenannten, zeichnet sich durch ihren länglich schmalen, in goldgrünem Metallglanz schimmernden Körper mit weichen Flügeldecken, sowie durch ihren türkenbundförmigen Kopf aus. Das durch Reibung des vertrockneten Thieres gewonnene Pulver gibt den Hauptbestandtheil des allbekannten Spanisch-Fliegenpflasters, dessen Blasen ziehende Wirkung für viele Kranke so heilsam ist.

Die **Hornisse** (links von der span. Fliege) hat vier durchsichtige, mit Adern durchzogene Flügel und am Hinterleibe einen sehr langen Stachel, womit sie außerordentlich verwunden kann. Der dunkele Leib ist in der Mitte mit einem gelben Bande versehen. Sie baut unter die Erde oder in hohle Bäume zellenförmige Wohnungen, wie die Biene.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0076-3

Der **Johanniskäfer** (rechts von der span. Fliege) ist hellbraun, kleiner als der Maikäfer und mit Stachelfüßen versehen.

Das **Blumenkäferchen** würdet ihr kaum bemerken, wenn es nicht in seiner oranggelben Farbe mit den schwarzpunktirten Flüglein auf dem grünen Grunde des Blattes so hell hervorglänzte.

Die **Jakobäerin** ist ein Schmetterling, der besonders auf dem Jakobskraut angetroffen wird. Er hat graubraune Vorderflügel mit karmoisinrothem Striche und zwei Pünktchen von gleicher Farbe. Die Hinterflügel sind ebenfalls karmoisinroth und haben graubraune Ränder.

Die **Termiten**. Das Vaterland dieser Insekten, die man sonst zu den Ameisen zählte, mit denen sie in der Lebensart viel gemein haben, ist hauptsächlich der Erdstrich zwischen den beiden Wendezirkeln des südwestlichen Afrika, Neuholland und Ostindien. Da sie aber kleine Schuppen zwischen der Brust und dem Hinterleibe haben, was sich bei den Ameisen nicht findet, so hat man sie von diesen getrennt und in eine eigne Gattung gebracht. Die Farbe derselben ist grauweißlich, die Flügel fallen in's Bräunliche, und die Seiten sind rostfarbig. Nahe unter dem Auge haben sie Nebenaugen mit einem erhabenen Mittelpunkte. So klein sie sind, so bauen sie doch kegelförmige Wohnungen von Erde, in Gestalt von Zuckerhüten, welche an 10 bis 12 Fuß hoch sind und unten einen Umfang von 14 bis 15 Fuß haben. Solcher Pyramiden stehen so viele bei einander, daß man in der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Nach einiger Zeit bewachsen sie mit Gras und können (so fest ist ihr Bau) den schwersten Ochsen tragen, ohne einzustürzen. Zwischen den Wohnungen befinden sich zwei bis drei Fuß hohe Bogen, verschiedene Straßen, Treppen, Brücken u. dgl., um bequem von der einen zur andern zu kommen. Noch bewunderungswürdiger ist die innere Einrichtung derselben. Andere Zellen sieht man, wo die junge Brut verpflegt wird; andere zu den gewöhnlichen Wohnungen; andere Abtheilungen zur Aufbewahrung der Vorräthe, und wiederum andere für den König und die Königin, welche in der Mitte wohnen. Jede Pyramide hat nur einen König und eine Königin, außerdem aber eine Menge Arbeiter und sogenannte Soldaten. Diese sind größer als jene, und haben kein anderes Geschäft, als für die Sicherheit des Staates zu wachen und die Feinde abzutreiben, wozu sie auch so viel Muth besitzen, daß sie sogar Menschen anfallen und beißen. Die Königinnen, welche alle Andern an Größe übertreffen, haben vier Flügel, die sie aber, wie unsere Ameisen, bald verlieren. Eine Königin legt in Zeit von 24 Stunden an 80,000 Eier. Den Menschen sind die Termiten sehr schädlich, denn sie schweifen weit umher, dringen in die Wohnungen ein und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, alles darin Befindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen selbst. Auf gleiche Weise sind sie den Gewächsen sehr schädlich. Von den Afrikanern werden sie gegessen.

Jäger. Die Männer auf dem untersten Bilde unserer Tafel, in dem grünen Rocke, die Jagdtasche um die Schultern und die Jagdflinte in der Hand, sind ein paar Jäger. Der eine von ihnen, mit dem Rücken gegen uns gekehrt, schießt eben auf einen fernen Vogel in der Luft; der andere, seiner ganzen Erscheinung nach mehr ein Jagdliebhaber, als ein eigentlicher Jäger, erwartet schußfertig das Hervorbrechen des Wildes, welches der Jagdhund aufgespürt hat.

Die Jagd und die Beschäftigung des Jägers haben ihre großen Reize und Annehmlichkeiten, denn — um das Eine zu berühren — er genießt stets die frische, freie Luft und bewegt sich über Feld und Wiesen, durch Busch und Wald, wohin sein Geschäft ihn gerade führt, und stärkt und kräftigt dadurch seinen Körper. Aber es ist nicht genug, daß der Jäger nur verstehe die Flinte zu führen und mit dieser mörderischen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0077-8

Schußwaffe das gehetzte Wild zu erlegen, denn dazu wäre nur ein gutes Gesicht und gesunde Hände und Beine erforderlich. Er muß mehr verstehen, als das: denn es ist das Geringste, obwohl es uns am meisten zusagen und als das Wesentlichste erscheinen mag. Er muß für sein Geschäft die nöthigen Studien gemacht haben, namentlich mit der Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen, besonders der Holzarten u. s. w. genau bekannt sein, und außer so manchem Andern endlich seine Hunde zu jeder Art von Jagd abzurichten verstehen, wozu viel Mühe und Geduld gehört.

Die Gegenstände, welche der Jäger auf der Jagd gebraucht, hat der Maler in nebenstehender Gruppe zu einem schönen Bilde vereinigt, und ihr werdet sie einzeln leicht herausfinden. Es sind: die Jagdflinte, das Pulverhorn, der Hirschfänger, die Jagdpeitsche, der Jagdspieß, woran Netz und Jagdhorn.

Jägerlied am Morgen.

1. Auf, auf, zum fröhlichen Jagen!
Auf, auf, in's freie Feld!
Es fängt schon an zu tagen,
Das Waidwerk mir gefällt.
Auf, bei den frühen Stunden!
Mein Herz, ermunt're dich!
Die Nacht ist schon verschwunden
Und Phöbus zeiget sich.

2. Schau, wie das Heer der Sterne
Den schönen Glanz verliert,
Und wie sie sich entfernen,
Wenn sich Aurora rührt.
Die Vögel in den Wäldern
Sind schon vom Schlaf erwacht,
Und haben auf den Feldern
Ihr Morgenlied gebracht.

3. Ein weibisches Gemüthe
Hüllt sich in Federn ein;
Doch tapferes Geblüte
Kann nicht so träge sein.
Drum laßt die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh'!
Wir jagen mit Vergnügen
Dem dicken Holze zu.

4. Das edle Jägerleben
Vergnüget meine Brust:
Den kühnen Fang zu geben,
Ist meine größte Lust.
Wo Reh' und Hirsche springen,
Wo Rohr und Büchse knallt,
Wo Jägerhörner klingen:
Da ist mein Aufenthalt.

Jagdfalke. Der Name Falke umfaßt ein ganzes Geschlecht von Raubvögeln, das über alle Gegenden der Erde verbreitet ist. Er ist kleiner als der Adler, hat einen hakenförmig gekrümmten Schnabel mit gelber Wachshaut am Rande und starke, gelbe Füße mit gewaltigen Klauen. Sein Gefieder ist braun, und die Schwungfedern haben weißliche Binden. Sein scharfes Gesicht ist sprüchwörtlich geworden: aus erstaunlicher Höhe erspäht er seine Beute, schießt senkrecht auf sie herab und faßt sie mit seinen scharfen Krallen. Man hat diesen Raubvogel in früheren Zeiten zur Jagd abgerichtet.

Die Falkenjagd war sonst eine der gewöhnlichsten Belustigungen vornehmer Herren und Damen. Mit Falken auf der Hand abgebildet sieht man sie bei feierlichen Aufzügen, auf Münzen, Siegeln, Grabsteinen. Der Falke war gleichsam der Stempel des Adels und so geehrt und hochgeschätzt, daß die alten Gesetze diesen Vogel durch große Strafen gegen alle Nachstellungen zu sichern suchten.

König Franz I. von Frankreich, genannt der „Vater der Jäger," verwendete auf die Falknerei viel Geld. Kaiser Heinrich IV. war ein so außerordentlicher Liebhaber derselben, daß er die Falken mit in sein Reichssiegel aufnahm. Kaiser Friedrich I. verstand selbst die Kunst, die Falken abzurichten, und Kaiser Friedrich II. ist als ein sehr kunstgerechter Liebhaber dieser Belustigung bekannt. Er ließ seine Falken aus Afrika kommen und erfand eine neue Art von Hauben für sie.

Unter den Falken selbst achtete man die weißen aus Island und Norwegen, als die schönsten und kühnsten im Fluge und Raube, am höchsten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0078-4

Tafel K.

Das **Kameel** ist durch seinen ganzen Bau und seine Eigenschaften recht dazu geeignet, den Menschen und seine Lasten durch die heißen Sandwüsten der Länder zu tragen, die seine Heimath sind, und heißt daher mit Recht das Schiff der Wüste.

Das Kameel hat einen vierfachen Magen. Dieser ist so eingerichtet, daß es eine große Menge Wasser auf einmal verschlucken und aufbewahren kann. Dieses aufbewahrte Wasser ist selbst noch für Menschen trinkbar, weßwegen die Araber auf ihren Reisen bei Wassermangel das Thier anbohren und das Wasser durch eine Röhre herauslassen. — Ein elastisches Fleischkissen unter den Fußsohlen erleichtert dem schwerbeladenen Thiere den Gang im heißen Sande, und damit ihm das Aufstehen und Niederknien erleichtert wird, hat es an den Vorderfüßen 4, an den Hinterfüßen 2, und an der Brust 1 große Schwiele oder Polster. Seine Nasenlöcher schließen sich, wenn ein Wind den Staub der Wüste emporwirbelt. Es nimmt mit der geringsten Nahrung fürlieb und frißt Disteln und Stachelgewächse, wobei ihm seine knorpeligen Lippen und sein hornartiger Gaumen wohl zu Statten kommen. Den Durst kann es viele Tage lang ertragen, und dies ist die köstlichste und nothwendigste Eigenschaft dieses Thieres, da man in den Sandwüsten oft mehrere Tagereisen machen muß, ohne einen Tropfen Wasser zu finden.

Man unterscheidet zwei Arten Kameele: das einbuckelige Kameel oder Dromedar (welches ihr, liebe Leser, hinter dem Kameele in der Ferne ruhen seht), und das zweibuckelige, auch Trampelthier genannt. Das erstere ist kleiner, aber schon schlanker gebaut, als das letztere, und geht außerordentlich rasch, indem es in einem Tage 15 bis 20 Meilen und noch mehr zurücklegen kann. Das Trampelthier wird mehr zum Lasttragen gebraucht, wozu es denn auch durch seine beiden Buckel, die einen vollkommnen Sattel bilden, ganz vorzüglich geeignet ist. — Ein junges Kameel trägt 500, ein altes aber schon 1200 Pfund 12 Meilen weit, oft durch den tiefsten Wüstensand. Wird ihm aber die Last zu schwer, so ist es nicht zu bewegen, von der Stelle zu gehn, bis man ihm seine Last erleichtert hat.

Da das Kameel die Musik sehr liebt, so wird es auf starken Märschen, wenn seine Kräfte nachlassen wollen, durch Gesang und Flötenspiel leicht wieder zum Weitermarsch ermuntert, und das soll mehr wirken, als alle Schläge, die es nur halsstarrig machen. — Auch zum Kriege wird das Kameel abgerichtet, und der Schach von Persien hat eine leichte Artillerie aus Kameelen gebildet, deren jedes eine kleine Kanone sammt dem dazu gehörigen Kanonier auf dem Rücken trägt.

Das Fleisch des Kameels wird gegessen, und der fleischige Höker soll recht schmackhaft sein. Die Milch ist sehr nahrhaft, und der Araber bereitet auch Butter und Käse daraus. Aus den Haaren werden Decken und Kleider gemacht, und die Haut wird zu Leder verarbeitet. Auch dient der getrocknete Mist in der von Holz entblößten Wüste als Brennmaterial, und selbst der Urin des Thieres wird benutzt, indem man Salmiak daraus bereitet.

Ist es nach allem diesen ein Wunder, wenn der Araber das Kameel für das kostbarste Geschenk des Himmels ansieht? —

Das Kameel ist über ganz Nordafrika, Arabien und weiter in Asien hinein bis Hindostan und nördlich bis durch die Tartarei hin verbreitet. Außerhalb seines Vaterlandes aber verliert es viel von seinen guten Eigenschaften, und nur auf heimischem Boden gedeiht es und erreicht hier ein Alter von mehr als 50 Jahren.

Kaffe. Der Kaffebaum, aus dessen Frucht wir das allbekannte und so beliebte Getränk bereiten, gehört zu den schönsten Gewächsen. Er erreicht in Arabien und auf der Insel Java oft eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, in Westindien, wo man ihn, um mehr Früchte zu gewinnen, beschneidet, wird er nicht so hoch. Die Zweige sowie auch die Blätter stehen einander gegenüber, und letztere ähneln etwas den Lorbeerblättern und sind auch immer grün, wie diese. Von den weißen, wohlriechenden Blumen sitzen mehrere in den Blattwinkeln auf kurzen Stielen beisammen. Wenn der Kaffebaum in Blüthe steht, sieht er aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre, ein Anblick, der den unserer blühenden Obstbäume übertreffen soll. Auf die Blume folgt eine rothe Frucht, eine Art Beere, die an Farbe und Gestalt einer Kirsche gleicht, die fleischige Masse schließt zwei Kerne in sich, welche die sogenannten Kaffebohnen sind.

Der Kaffebaum trägt schon im 2. Jahre, die eigentliche Erndte aber tritt erst im 4. oder 5. Jahre ein. Er bedarf, um zu gedeihen, eines warmen Klima's. Allzu große Hitze verträgt er indessen nicht; in Gegenden mit einem solchen Klima gedeiht er nur im Schatten andrer Bäume. Er stammt ursprünglich aus Aethiopien und soll erst im 14. Jahrhundert durch einen Einsiedler von hier nach dem glücklichen Arabien gebracht worden sein. Hier lernten ihn erst die Europäer kennen und gaben ihm den Namen des arabischen Kaffe's. In der Mitte des 17. Jahrhunderts brachten ihn die Holländer nach der ostindischen Insel Java, wo er so trefflich gedieh, daß schon im Anfang des 18. Jahrhunderts Kaffe in großer Menge ausgeführt werden konnte. Im Jahre 1710 erhielt der Bürgermeister Witsen zu Amsterdam von dem Gouverneur aus Batavia, der Hauptstadt von Java, Kaffebäume, welche er in den botanischen Garten zu Leyden bringen ließ, und von diesen erhielt im Jahre 1714 Ludwig XIV. von Frankreich einen zum Geschenk. Er ließ ihn sorgfältig pflegen und schickte im Jahre 1720 einen Ableger nach Martinique, einer westindischen Insel, wo er, zum größten Schaden der Holländer, sich außerordentlich vermehrte und bald weiter über die westindischen Inseln sich verbreitete. Man unterscheidet daher 3 Sorten Kaffe, den arabischen, ostindischen (Java-Kaffe) und den westindischen, von denen die erste Sorte die beste, aber auch die theuerste ist.

Das furchtbare **Krokodil** ist nichts anders, als eine ungeheuer große gepanzerte Eidechse von 25 bis 30 Fuß Länge, und vor einer solchen hat man wohl mehr Ursache sich zu fürchten, als vor jener, euch früher beschriebenen. — Das Krokodil ist oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauche ist es weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Es lebt als Amphibium im Wasser, z. B. im Nilfluß in Aegypten, und geht auch an's Land; es frißt Fische und andere Thiere und auch Menschen. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Richtung auf seinen Raub los, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprunge ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus; die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte, dem Ignеumon, gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen.

Man unterscheidet 3 Arten von Krokodilen: das eigentliche Krokodil, das größte und im Nil lebende; den Garial, am Ganges in Indien, und den Kaimann oder Alligator in Amerika. Letzterer ist am raubgierigsten und furchtbarsten, obgleich er am kleinsten ist.

Die unerschrockenen Malaien machen dem Krokodil in einer Weise den Garaus, die, wenn das Leben Eines von ihnen bedroht ist, es doch seinen bewaffneten Gefährten gestattet, ihm zu Hülfe zu kommen, wenn das Krokodil die Oberhand zu gewinnen im Begriff steht. Sie bemächtigen sich des Unthiers lebendig, indem sie es weit ab von den Fluthen auf einen trockenen und offenen Platz ziehen. Dort umzingeln sie, mit Kris und vergifteten Pfeilen bewehrt, das durch nachgeahmtes Kindergeschrei verlockte Ungeheuer, nachdem der Verwegenste von ihnen demselben auf den Nacken gesprungen ist und ihm einen dicken, knotigen Stock in den Rachen gelegt hat, dessen er sich, ihn an beiden Enden festhaltend, als einer Trense bedient. Wenn das Krokodil darnach in dem klaffenden Rachen, in der Seite und überall, wo ihm beizukommen ist, hinlängliche Wunden bekommen hat, so nimmt sein Reiter den rechten Augenblick wahr, um wieder herabzuspringen und sich aus dem Staube zu machen; das Krokodil aber kehrt, sobald es sich frei fühlt, in sein Element zurück, um von dem Gifte, das ihm die scharfen Pfeile beigebracht haben, getödtet, bald als Leiche auf dem Wasser zu treiben.

Der **Krebs.** Das Geschlecht der Krebse zählt, besonders im Meere, gar viele Arten. Die meisten haben 5 Paar Beine, andere aber mehr oder weniger; das vordere trägt 2 Scheeren. Der Krebs hat lange Fühlhörner; seine Augen sitzen auf beweglichen Stielen, und der Kopf ist mit dem Brustschild verwachsen. Sein Leib ist mit einer kalkartigen Schale umgeben; der Hinterleib aber gleicht einem gegliederten Schwanze, dessen einzelne Glieder mit harten Schilden bedeckt sind. Die allermeisten Krebse leben im Meere, einige in süßen Wassern, wenige auf dem Lande. Sie nähren sich von Fröschen, Eidechsen, Fischen, Insekten und Würmern, auch von Aas und allerlei Früchten. Die Weibchen legen eine Menge Eier, die ihnen so lange unter dem schwanzähnlichen Hinterleibe sitzen bleiben, bis die jungen Krebse ausschlüpfen. — Der Magen des Krebses liegt im Kopfe, nahe bei den Augen, und ist mit 3 scharfen, dicht anschließenden Zähnen versehen, um die Speisen zu zermalmen.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Scheeren und Beine, wenn man sie abkneipt, sich wiedererzeugen und nach einiger Zeit wieder wachsen. Das ist jedoch nicht beim Schwanze der Fall, und der Verlust dieses Gliedes würde dem Thiere selbst den Tod bringen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0080-6

Die **Kirsche** gehört zu dem sogenannten Steinobst, von euch Kindern gar sehr geschätzt und geliebt. Ursprünglich in Asien heimisch, soll diese liebliche Frucht durch den Römer Lucullus nach Europa gebracht worden sein.

Kirschlied.

1. Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und neigt die vollen Aeste!
Er scheint uns freundlich anzusehn
Als seine lieben Gäste.

2. Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen.
Als wollte sie sich uns zum Mund
Von selbst herunterneigen.

3. Seht ihre Bäckchen roth und schön
Versteckt im Laube blinken.
Und wenn die Sonnenlüftchen wehn,
Vom Baum uns freundlich winken.

4. Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken.
Hernieder schwebt das volle Reis;
Wir jauchzen, haschen, pflücken.

5. Wie lieblich, o wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde!
Dank dir, Natur! du deckst den Tisch
Uns stets zur rechten Stunde.

6. Du gibst so gern und weißt so schön
Zur rechten Zeit zu geben.
Bevor des Herbstes Stürme wehn,
Erfreu'n uns Most und Reben.

Krummacher.

Die **Katze**, sagt ein berühmter Naturforscher, ist ein ungetreues Thier, das man im Hause nur hält, um es einem andern, noch unangenehmeren Gaste, den Ratzen und Mäusen, entgegen zu stellen. Sie sieht am Tage schlecht, während sie in der Nacht alle Gegenstände so scharf zu unterscheiden vermag, daß es ihr fast stets gelingt, ihrer ausersehenen Beute habhaft zu werden. Zu diesem sichern Blicke kommt noch der rasche, gut berechnete Sprung und die scharfen, während desselben sich verlängernden Krallen, die sich fest in die Beute einhaken. Die Wildheit, die dem ganzen Katzengeschlechte, bis hinauf zum Löwen, eigen ist, die Wuth bei der Vertheidigung beobachten wir täglich an unserer Hauskatze. Wenn sie angreift oder sich vertheidigt, sträubt sich ihr Haar, der Rücken krümmt sich wie ein Bogen, bereit auseinander zu schnellen; die Krallen, die sie vorher bedeckt hatte unter den sammetartigen Tatzen, treten scharf und schneidend hervor, der Schwanz ringelt sich, während die Ohren sich hinterwärts an den Kopf anschmiegen, und das Auge funkelt. Sie vertheidigt sich mit wunderbarem Muthe, sobald sie die Unvermeidlichkeit des Kampfes einsieht, obgleich sie vor demselben immer bedacht ist, den ersten besten Rückzugspunkt zu erreichen. — Die Katze ist kein Sklave, wie der Hund: sie bewahrt unter unserm Dache ihre Unabhängigkeit, und wir dürfen sie nicht für unsern Freund halten, sondern nur für unsern Gast. Obgleich schmeichlerisch und anschmiegend, zeigt sie sich doch oft tückisch und falsch, weßhalb man sie ja nicht im Zimmer, noch weniger im Schlafgemach dulden sollte, und zwar noch aus dem besondern Grunde, da auch ihre Ausdünstung der Lunge schädlich sein soll.

Das **Kaninchen**, welches zur Hasenart gehört, lebt in sandigen Erdlöchern im ganzen gemäßigten Europa wild, kommt aber auch häufig gezähmt vor. Wild hat es fast die Farbe des Hasen und führt auch ziemlich seine Lebensweise. Das zahme Kaninchen erscheint in mancherlei Farbe. Sein Fleisch wird gegessen, und das Fell, besonders vom zahmen Seidenhasen, zu Pelzkleidungen u. dgl. verwendet. Seine Heimath soll Spanien sein. —

Das Haus mit dem Wasserrade (unten auf unsrer Tafel) ist eine **Kornmühle.** Darauf wird Roggen, aber auch anderes Getreide, zu verschiedenen Zwecken des Genießens, in Mehl verwandelt. Da wohl Wenige von euch die innere Einrichtung derselben genau kennen mögen, so will ich sie euch hier kurz beschreiben.

Auf einem festliegenden, eine dicke Scheibe bildenden Sandsteine (der Bodenstein genannt) bewegt sich ein ebenso gestalteter anderer Stein (der Läufer) in einer geringen Entfernung mit angemessener Schnelligkeit herum. Das Getreide fällt aus einem über dem Läufer hängenden Kasten (der Rumpf) durch ein Loch in der Mitte des oberen Steines ununterbrochen zwischen die beiden Steine und wird daselbst zermalmt. Das allmälig aus den Rändern hervorkommende Zermalmte sammelt sich in einem faßähnlichen Behältnisse, das die Steine umgibt (die Zarge) und fällt aus diesem durch eine Seitenöffnung (das Mehlloch) in einen länglichen, abwärts geneigten wollenen Sack (Beutel), welcher durch einen Kasten (Mehlkasten) an der andern Seite wieder herausgeht. Da dieser Sack durch einen daran schlagenden Stock (Rädearm) beständig in schüttelnder Bewegung erhalten wird, so stäubt der feinere Theil des zermalmten Korns (Mehl) in den Kasten hinein, und der gröbere (die Kleie)

fällt aus dem Ende des Beutels hinaus. Die Bewegung der Steine sowohl als die des Rädcarms und des Rührstocks (durch welchen der beständige Zufluß des Korns aus dem Rumpfe erhalten wird), geschieht auf den gewöhnlichen Kornmühlen durch ein, außerhalb des Gebäudes entweder durch Wasser, oder durch Wind herumgedrehtes Rad. Die Welle desselben geht durch die Mauer in den untern Stock der Mühle und setzt hier vermittelst eines Kammrades und eines Trillings, eine starke, aufrecht stehende eiserne Stange (das Mühleisen), welche durch den Bodenstein geht und an dem Läufer befestigt ist, in Schwung.

Tafel L.

Obenan steht auf dieser Tafel diesmal als einzige Pflanze: die weiße **Lilie**. Das Vaterland dieser lieblichen, euch Allen bekannten Blume sind die Berge und Thäler Arabiens, besonders aber Palästina's und Syriens, wo sie an der Meeresküste wild wächst; sie ist aber wenigstens schon seit den Zeiten der Kreuzfahrer nach Europa verpflanzt worden und prangt seitdem in unsern Gärten in ihrem einfach schönen weißen Kleide. Sie gilt von jeher als eine herrliche Blume, so daß von ihr mit Recht gesagt ist: sie sei schöner gekleidet, als Salamo in aller seiner Herrlichkeit.

Die Lilie ist aber, bei ihrer Schönheit, auch eine nützliche Blume, denn sie hat in ihren Wurzeln, Blättern und Blüthen heilsame Kräfte; namentlich wendet man sie bei Geschwüren und Geschwulsten an. — Es gibt verschiedene Arten, deren ich hier nur eine, die Feuerlilie, erwähne, die auch bei uns wächst und sich durch ihre leuchtendrothe Farbe auszeichnet. Sie wird von Russen und Tartaren verspeist; die Zwiebeln werden entweder in Milch gekocht oder in der Asche gebraten.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

2. Wie trägst du so ein weißes Kleid,
Mit goldnem Staub besä't,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

3. Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht;
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

4. Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

5. Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gesetzt,
Zum Lehrer mir gemacht.

6. Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch;
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

C. J. Phil. Spitta.

Am Stengel der Lilie sitzt der **Ligusterschwärmer**. Das ist ein Schmetterling von graubrauner Grundfarbe mit hellbrauner Schattirung. An den Vorderflügeln sind die Seitenkanten ebenfalls hellbraun mit braunen und weißen Wellenlinien, die Hinterflügel sind braun bandirt, nach dem Leibe hin rosenroth, und über den Hinterleib ziehen sich braune Querstreifen, die ein Streifen von gleicher Farbe durchschneidet. Die Raupe, die ihr auf dem Weidrich findet, ist bald braun, bald grün und hat am Kopfe drei schwarze Flecken und hinten ein Horn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0082-7

Der **Laternenträger**, den man zu den Halbdeckflüglern zählt, hat eine große, vorgestreckte, aufgeblasene Stirn, die oberhalb sattelförmig vertieft ist, und Flügel mit großem Augenfleck. Man behauptete früher, die Blase vor den Augen leuchte bei Nacht, doch hat sich dieses nach den neuesten Untersuchungen nicht bestätigt. Er ist übrigens eins der sonderbarsten Insekten.

Das **Lama** steht unter den amerikanischen Kameelarten, die keinen Fetthöker haben, obenan. Es ist ein sanftes, zutrauliches, gelehriges Thier, von der Größe und Haltung des Hirsches. Es ist, wie das Kameel, an der Brust und an den Knie'n mit Schwielen versehen und wird wie jenes zum Lasttragen gebraucht, trägt aber selbst bei kleinen Tagreisen nur 1½ Centner. Es ist seinem Treiber folgsam, und ohne anzuhalten, legt es selbst die steilsten Wege mit großer Sicherheit zurück. Wenn es beladen wird, kniet es, wie das Kameel, nieder, richtet sich aber ebenfalls, wenn die Last zu groß ist, nicht eher auf, als bis man ihm einen Theil derselben abgenommen hat. — Fleisch, Haar und Haut des Lama's benutzt man.

Der **Lachs** ist ein angenehmer Fisch, der in den nordischen Gewässern lebt, aber zur Laichzeit sich in die Flüsse zieht, dort seine Eier absetzt und dann wieder in's Meer zurückgeht, indeß die Jungen sich in dem Flusse ausbilden und später den Alten nachfolgen. Der Lachs wird 4 bis 5 Fuß lang und hat ein rothes, sehr schmackhaftes und feistes Fleisch, wenn er frisch ist. Er wird eingesalzen oder auch im Rauch gedörrt. Ungesalzen heißt er Salm. — Früher war der Lachsfang im Rheine bedeutend, jetzt hat er indessen sehr abgenommen.

Der eirunde Körper, oben in der Ecke unserer Tafel, mit dem daran hängenden Korbe (oder Schiffchen) und dem Männlein darin, ist ein **Luftballon.** Mittelst desselben steigen Leute hoch in die Luft empor, machen, mit ungemeiner Schnelligkeit durch dieses Element getragen, weite, aber auch höchst gefährliche Luftfahrten und werden darum Luftballonsegler oder Aeronauten genannt. Solche waren z. B. die Gebrüder Montgolfier. Diese verfertigten einen 35 Fuß hohen Luftballon aus Papier mit Leinwand überzogen, und hingen an denselben einen kleinen Kessel, worin Strohfeuer brannte. Durch dasselbe wurde die im Ballon befindliche Luft verdünnt und folglich der Ballon durch die leichtere emporstrebende Luft gehoben. Späterhin füllte man die Ballons mit brennbarem Gase, befestigte an denselben ein Schiffchen, und nachdem Pilatre de Rozier seine erste Luftreise glücklich vollführt, wagten seitdem gar manche Luftschiffer kühne Fahrten, sogar über den Kanal, und vollendeten sie meist glücklich.

Die **Leuchtthürme**, auf hohem Meere und in der Nähe von Küsten errichtet, sind höchst wichtige Mittel zur Begünstigung und Sicherung der Schifffahrt, denn sie warnen den Schiffer vor gefährlichen Stellen, oder zeigen ihm den Eingang zum Hafen an. Aber sie müssen deßhalb auch von einer Bauart sein, welche den Stürmen selbst trotzt; denn das Verlöschen einer Leuchte, welche auf Seekarten angezeigt ist und also von dem Schiffer mit Sicherheit erwartet wird, ist für ihn bei weitem gefährlicher, als wenn an der gefährlichen Stelle gar kein Leuchtthurm errichtet wäre. — Zu den höchsten und größten Leuchtthürmen der neuern Zeit gehört der von Cordouan in Frankreich.

Der **Löwe** ist das mächtigste, furchtbarste und kühnste unter allen Geschöpfen der Erde und wird daher mit Recht der König der Thiere genannt. Man findet ihn in ganz Afrika und in einem kleinen Theile von Asien. Majestätisch stellt sich der männliche Löwe dar, dem vom 4. Jahre an eine Mähne über Hals und Schulter herabwallt. Sein Blick ist Ehrfurcht gebietend, sein Gang fest und gemessen, und seine Bewegungen sind leicht und behend. Sein furchtbares Gebrüll setzt die Thiere weit und breit in Schrecken, so daß sie in ihrer Bestürzung nicht wissen, wohin sie fliehen sollen. Er besitzt eine außerordentliche Stärke; mit seinem, in einen Haarbüschel endigenden Schwanze schlägt er den stärksten Mann, mit seiner Tatze ein Pferd oder einen Ochsen zu Boden. Aber er mordet nicht aus Blutdurst, sondern blos zur Stillung seines Hungers und greift nur größere Thiere an. — Seine Körperlänge beträgt 6 bis 9 Fuß; er wird aber wohl nicht so hoch wie der Tiger. Sein Fell ist braungelb. — Jung gefangen, läßt er sich zähmen, und dem, der ihn pflegt, beweist er sich folgsam und dankbar. Von der Großmuth, Treue und Dankbarkeit des Löwen sind aus alter und neuer Zeit gar viele Beispiele bekannt.

Das Weibchen, dem die Mähne fehlt, ist kleiner und bringt jährlich 2 bis 4 Junge zur Welt, die sich leicht zähmen lassen.

Das Fleisch des Löwen ist übelriechend und wird nur von wilden Völkern gegessen; seine Haut benutzt man zu Decken und auch zur Bekleidung. —

Die **Lerche** ist eine angenehme Sängerin. Einfach braun und grau ist ihr Kleid. Zu ihrem Neste wählt sie ein Grübchen in der Erde, legt 4 bis 5 weißgraue Eier hinein und nährt sich von Würmern und Samen. — Es gibt Feld-, Wiesen- und Waldlerchen. — Im Herbste sammeln

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0083-2

sich die Lerchen, um in wärmere Gegenden zu ziehen. Viele werden alsdann gefangen. Einige, welche hier bleiben, flattern traurig über die Felder und verstecken sich in die Gebüsche. Aber bei den ersten heitern Sonnenstrahlen werden auch sie heiter und schwingen sich hinauf, uns die Annäherung des Frühlings zu verkünden. Und wie ausgezeichnet ist der Gesang der Lerche! Sie setzt sich nie, um zu singen; singend steigt sie von der Erde auf und kommt singend wieder zurück. Oft schwingt sie sich so hoch, daß man sie mit bloßen Augen nicht mehr sehen kann; aber ihr Jubiliren, ihr Trillern tönt wunderschön aus der Bläue des Himmels hernieder. — Ist nicht die zahme, anmuthsvolle Lerche auch euer Lieblingsvogel? Gewiß sagt auch ihr, wie der fromme Landmann: die Lerche wohnt zwar demüthig an der Erde, aber sie darf sich kühn zum Himmel erheben; sie steigt mit Gebet um Nahrung zum Vater der Liebe hinauf und sie kommt erhört von ihm herab! —

Tafel M.

Sie nun folgende Tafel M. führt euch zunächst die Magnolie vor, aber außer ihr noch vier interessante Gewächse: die Mispel, Maulbeere, Melone und Mandel.

Die **Magnolie** hat eine glockenförmige Blumenkrone, deren 6 fleischige Blättlein keilförmig, oben etwas abgestumpft und auf der innern Seite weiß, auf der äußern aber blaß violett sind. Die glatten Blätter am Stiele haben eine länglich runde Form.

In der wohlschmeckenden **Mispel**, der Frucht des Mispelbaumes, sind 5 Samen, und man genießt sie erst, wenn sie taig ist. Sie wird bei Ruhr und Durchfall für sehr heilsam gehalten.

Der **Maulbeerbaum** kommt in unsern Gärten in zwei Arten vor. Die eine, mit herzförmigen, glatten Blättern, trägt weiße Beeren; die andere, mit rauhen Blättern, hat dunkelrothe oder schwärzliche, lieblich schmeckende Beeren, die unsern Brombeeren nicht unähnlich sind. Letztere Art stammt aus Persien. Der weiße Maulbeerbaum aber wird darum bei uns besonders geschätzt, weil man seine Blätter vorzüglich zur Ernährung und Zucht der Seidenwürmer benutzt. Er stammt aus China.

Die **Melone** stammt aus Mittelasien, sie gedeiht aber auch in Südeuropa im Freien, jedoch in Deutschland nur bei günstigen Witterungsverhältnissen und vortheilhaftem Stande. Man unterscheidet drei Hauptklassen: die Cantalupen, mit kugelförmigen, die Netzmelone, mit langen, großen Früchten, und die geriefte Melone, mit 12 Streifen in der Schale.

Mandel. Der Mandelbaum, dessen Früchte die Kinder so gerne genießen, kommt zwar schon in Süddeutschland im Freien fort, allein seine eigentliche Heimath haben wir in wärmeren Gegenden zu suchen. Er blüht gar schön. Seinen Kern schließt eine grübchenreiche, ovale Schale ein, die wieder von einer dürr-lederartigen Hülle umgeben ist.

Er liefert entweder süße, oder bittere Mandeln. Die bitteren Mandeln enthalten Giftstoff, so daß z. B. Eichhörnchen davon sterben; aber die süßen sind gesund und nahrhaft. Habt ihr schon von der nützlichen Mandelmilch und dem Mandelöl gehört? Beides gewinnt man aus den Mandeln.

Marquetenderin. Inmitten all der Gegenstände, die die Tafel M. bringt, seht ihr eine Frau, die einen vor ihr stehenden Soldaten aus ihrem Fäßchen einen Labetrunk eingießt. Er scheint sehr darnach zu verlangen, denn er streckt schon Daumen und Zeigefinger, um das Gläschen zu fassen. Er muß sich wohl in einem Uebungslager, oder gar im Kriege befinden, denn das lassen die in der

Ferne manövrirenden Soldaten vermuthen. Die Frau aber, welche die Soldaten im Lager oder im Kriege mit Branntwein und sonstigen Erfrischungen versorgt, nennt man eine Marquetenderin.

Der **Marder** ist ein unsern Hühnern und Tauben gar gefährliches Raubthier, das etwa 1½ Fuß lang und ¾ Fuß hoch ist. Sein schlanker, sehr dehnbarer Leib macht es ihm möglich, durch Löcher und Ritze in die Wohnungen des Federviehes sich durchzuarbeiten. Er ist gelblich und schwarzbraun, am Halse und Bauche weiß. An jedem Fuße befinden sich 5 Zehen mit unbeweglichen Krallen. Die Fußsohle ist behaart, wie der ganze Körper, er berührt damit beim Gehen die Erde nicht, sondern tritt bloß mit den Zehen auf. Er wohnt in Löchern und frißt Federvieh, Mäuse, Kaninchen, Eier; auch Kirschen und Honig nascht er gern. Sein Fell wird als kostbares Pelzwerk sehr geschätzt.

Zum Mardergeschlecht zählen wir folgende, bei uns lebende: den Stein- oder Hausmarder, mit kastanienbraunem Kopfe, weißer Kehle und schwarzbraunem Leibe; den Baummarder, mit gelber Kehle; den Iltis, mit weißen Nasen- und Ohrenspitzen; das kleine Wiesel und hie und da auch das Hermelinchen, mit schwarzer Schwanzspitze. Es sind sämmtlich sehr schlimme Raubthiere, deren größte Arten unter dem Geflügel des Waldes wie des Hauses großen Schaden anrichten. Die kleinen nützen indeß auch wieder dadurch, daß sie uns die lästigen Feldmäuse vertilgen.

Eine Abart des Iltis ist das Frettchen, mit weißlich gelbem Felle und blaßrothen Augensternen; es wird bei uns zum Kaninchenfang abgerichtet. Seine Heimath ist Afrika.

Die **Mäuse**, diese kleinen, allgemein bekannten Hausthierchen, haben lebhafte, gescheidte Augen, sind wohlgebildet, reinlich und munter. Sie gehen nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. Mit ihren freien Zehen und spitzigen Nägeln können sie gut klettern, mit ihren flinken Füßen schnell laufen und mit ihren scharfen Zähnen vortrefflich nagen und beißen. Sie sind scheu, furchtsam und verbergen sich auf's leiseste Geräusch, werden aber doch, wenn sie keine Gefahr wahrnehmen, kühn und keck vor der Menschen Augen, daß man sie mit einem Stock erschlagen und mit den Händen fangen kann. Den stillen Igel und die schnellere Katze fürchten sie viel mehr, als den Menschen. Sie gehen in alle Mausfallen nur eine Weile, dann werden sie durch Schaden Anderer klug. Ihr Geruch ist fein, und in Fallen, worin ein Kamerad gelegen, gehen sie nicht mehr, oder nur selten. Obgleich beinahe immer im Dunkeln, sehen sie doch auch bei Tage gut. Gut muß auch ihr Gehör und Geschmack sein; sie unterscheiden alle Speisen genau, obschon ihnen Alles angenehm ist. Was sie nicht gleich essen wollen oder können, das schleppen sie in einen ihrer Winkel. Die Alten sorgen für ihre Jungen sehr brav; diese sind offenbar sehr unklug und gehen unvorsichtig in Gefahr und Tod hinein, finden sich daher viel häufiger in den Fallen. Kommen Alte und Junge miteinander aus einem Loche, so wagen sich die letzteren viel zu weit voran, worauf die Mutter sie mit einem Tone warnt; dann kehren einzelne zurück, andere nicht. Wem nicht zu rathen ist, dem ist dann nicht zu helfen!

Ihre Aeuglein sind so schön, ihr Mündchen so fein, ihr Fell so sanft und ihre Füßchen so wohlgebildet, daß, wenn man eines in den Händen hält und anfragt, ob man es tödten soll, alle Kinder, und insbesondere die Mädchen, mitleidig für dasselbe stehen. Hinter den Tapeten, Schränken ꝛc. hört man sie oft genug quiken, aber auch oft sich tüchtig zanken. Ist Alles still, so kommen sie hervor, setzen sich wie die Eichhörnchen auf die Hinterbeine, spitzen die feinen, seidnen Oehrchen und schauen herum. Man kann sie zahm machen, daß sie Brod u. s. w. aus der Hand annehmen. Es ist sonderbar, daß einzelne, aber eben nur einzelne, in den Häusern so zahm sind, daß sie fast auf den ersten Ruf hervorkommen, Brod aus der Hand holen, wieder in's Loch schlüpfen, und kommen, so oft man pfeift. Leichter zähmbar sind die weißen mit rosenrothen Augen, sogenannte Kakerlaken, wie bei den Kaninchen; diese aber sind viel zarter.

Nach **Scheitlin.**

Der **Maulwurf.** Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, daß seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. Es ist nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Aber nicht wahr ist es, daß er die Wurzeln der Gewächse abfrißt. Das thut nicht der Maulwurf, sondern die Engerlinge, welche unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden. Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt.

Alle Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzwerke bestellt hat, haben erstlich in jeder Kinnlade oben und unten nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen.

Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben 6 und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Betrachten

wir das Gebiß eines Maulwurfs, so finden wir Folgendes: Er hat in der oberen Kinnlade sechs, und in der unteren acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt. Wenn wir zweitens einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneiden und in den Magen schauen, so finden wir nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt. Wenn wir also den Maulwurf recht fleißig verfolgen und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollen, so thun wir uns den größten Schaden, und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können diese alsdann ohne Gefahr unsere Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt uns die Bäume kahl wie Besenreis.

Hebel.

Die **Maulwursgrille** gehört zu den größten Grillen bei uns zu Lande, denn sie wird gegen 2 Zoll lang. Sie hat eine krebsartige Gestalt, weßhalb sie auch wohl den Namen Erd- oder Gartenkrebs führt. Ihre breiten, maulwursähnlichen Vorderfüße sind mit ausgezackten Händchen versehen, womit sie sich, wie mit Schaufeln, Gänge in die Erde gräbt, die Wurzeln der Pflanzen zernagt und auf diese Weise viel Schaden verursacht.

Der **Maikäfer**, dem die liebe Jugend gleich bei seinem ersten Erscheinen so oft und gern nachjagt, ist seiner Gestalt und Farbe nach hinlänglich bekannt. Darum sei hier nur so viel bemerkt, daß er als Engerling 4 Jahre lang in der Erde zubringt, sich jährlich häutet und von den Wurzeln der Feldgewächse und des Grases lebt, wodurch er gar viel Schaden verursacht. Dann wird er Puppe und kommt im 5. Jahre als Käfer aus der Erde hervor. Doch über derselben führt er sich freilich auch noch nicht viel besser auf, denn er nagt die Blätter der Bäume ab, wird aber bei dieser Arbeit von Eulen, Krähen, Maulwürfen u. s. w. gar öfters überrascht und von ihnen als treffliches Futter verspeist.

Die **Meise** ist zwar keine besondere Sängerin, aber ihre helle Stimme verkündet uns die Nähe der schönen Jahreszeit, darum ist sie uns denn auch so angenehm. Man unterscheidet viele Arten von Meisen, die sich in ihrer Lebensweise wenig unterscheiden. Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Insekten, Sämereien und Früchten. Die Meisen nisten meistens in hohlen Bäumen und legen viele — einige gar zwanzig — weiße, rothpunktirte Eierchen.

Sehr nützlich werden uns die Meisen dadurch, daß sie im Herbste aus den Wäldern in unsere Gärten schaarenweise kommen und die Eier schädlicher Insekten und allerhand Ungeziefer von den Bäumen vertilgen.

Tafel N.

Nun kommen wir zur Tafel N., deren Bilder wir der Reihe nach durchgehen wollen.

Der Mann, der, in seinen Mantel gehüllt, die Pelzkappe dicht über die Ohren gezogen hat und in Begleitung seines treuen Hundes daher kommt, ist ein **Nachtwächter.** Sein mit so vielen Mühen und Beschwerden, aber gleichwohl in der Regel nur mit geringem Lohne verbundenes Geschäft besteht darin, während der Nachtzeit von Straße zu Straße, von Haus zu Haus zu gehen und sorgfältig darauf Acht zu haben, ob dem Orte und seinen unterdeß ruhig schlafenden Bewohnern keine Gefahren durch Feuer, oder durch Diebe u. dgl. drohen. Und damit die Leute sich überzeugen, daß er munter und bei der Hand sei, wie es seine Pflicht ihm vorschreibt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0086-8

bläst er — anderwärts pfeift er oder läßt eine Schnurre hören — zu jeder Stunde der Nacht in sein Horn und kündigt so die Zeit an, indem er jedesmal zugleich einen Vers seines Nachtwächterliedes: „Hört, ihr Herrn und laßt euch sagen" u. s. w., ruft oder absingt.

Die Pflanze, welche nun folgt, heißt **Nachtschatten.** Es gibt davon viele Arten, die alle mehr oder minder giftig sind. Der schwarze Nachtschatten, den man an Wegen und auf Schutthaufen findet, ist leicht daran zu erkennen, daß er kleine weiße, sternförmige Blüthen und später schwarze und saftige Beeren trägt. Die Blüthen des rothen Nachtschattens sind violett und die Beeren roth. Er wächst an feuchten Stellen und rankt sich an andern Gewächsen hinauf. Seine hübschen rothen Beeren haben leider! schon manches Kind verlockt, dieselben in den Mund zu stecken, was immer von gar schlimmen Folgen gewesen. — Für die Arzneikunde ist die Pflanze von Wichtigkeit, und man wendet ihre heilsame Kraft in Gichtkrankheiten und bei hartnäckigen Hautausschlägen an.

Nest. Wie künstlich die Vögel ihre Nester bauen, davon habt ihr jungen Leser euch gewiß durch eigene Anschauung gar oft schon und besser überzeugt, als es eine kurze Beschreibung vermöchte. Statt deren stehe darum hier ein schönes Liedchen vom **Vogelnest.**

1. In einem dicken Busche hatte
Ein Vögelchen sein Nest gebaut,
Und froh sang ihm sein lieber Gatte
Manch' Liedchen, eh' der Tag gegraut.

2. Bald waren Junge in dem Neste.
Nun trug es ohne Rast und Ruh'
Aus allen Gegenden das Beste
Zu ihrer Nahrung liebreich zu.

3. Nichts glich der Freude und dem Glücke,
Das unser Vögelchen empfand,
Kam es zu seinem Nest zurücke,
Wann es die süße Brut noch fand.

4. Doch bald entriß ein böser Junge
Ihm unbarmherzig Ruh' und Lust:
Er kam und nahm in vollem Sprunge
Das Nestchen, das er längst gewußt.

5. „O Räuber!" schrie es, „meine Kleinen
Gib, gib mir die geliebte Brut!
Kannst du so hart, so grausam meinen,
Daß mir dein Raub nicht wehe thut?"

6. Taub bei des armen Vogels Klagen,
Nahm er das Nest und sprang davon;
Doch kaum hatt' er es weggetragen,
So starb das Vögelchen auch schon.

7. O liebes Kind! bei Andrer Schmerzen
Fühlt edles Blut Barmherzigkeit;
Stets glüh' in deinem weichen Herzen
Heiß das Gefühl der Menschlichkeit!

Die **Nadelfische**, welche in der Nord- und Ostsee gefunden werden, erreichen höchstens eine Länge von 2 Fuß. Das Maul bildet einen spitzigen Rüssel; der kantige, kaum fingerdicke Leib ist mit einem gelbbraunen Schilde versehen.

Zu den Nadelfischen gehört auch das Seepferdchen. Es ist ein kleines Thier, das wegen seiner schönen, silberglänzenden Zähne von den Seefahrern oft gefangen, doch weil es giftig ist, nie gegessen wird. Sein Kopf, entfernt dem eines Pferdes ähnlich, hat seine Benennung veranlaßt. Der fünfkantige, zackige Leib endet in einen flossenlosen Schwanz, der sich im Tode wie ein S krümmt. Am Kopf und Hals sind von den Schuppen ausgehende Fasern befindlich, welche eine Art Mähne vorstellen.

Nuß. Von den vielen Arten von Nüssen, die es gibt, sind euch gewiß die Haselnüsse, wovon schon oben die Rede gewesen, und die wälschen Nüsse am meisten bekannt. Letztere sind aus Italien oder Wälschland zu uns gebracht worden, woher denn auch der Name Wallnuß entstanden. Der Wallnußbaum wird in Deutschland vorzüglich am Rheine in zahlreicher Menge angetroffen. Er erreicht eine Höhe von 50 Fuß, hat tiefgehende, sich weit ausbreitende Wurzeln, einen starken Stamm und große, schöne, glänzende Blätter. Seine Früchte, die vergoldet den schönen Weihnachtsbaum schmücken und euch so wohlschmecken, haben am Baume selbst eine fleischige, grüne Schale, die aber zur Zeit der Reife aufspringt und die Frucht — die Nuß — fallen läßt. Er kann ein Alter von 100 Jahren erreichen. Er ist ein gar nützlicher Baum: sein Holz, welches an den Wurzelstöcken schön gemasert, sehr dauerhaft ist und eine hübsche Politur annimmt, wird von Tischlern, Drechslern u. s. w. zu allerlei Haus- und sonstigen Geräthschaften verarbeitet. Die grünen Nüsse werden eingemacht und aus den Kernen preßt man Oel.

Nachtigall. Urtheilst du wie jener Knabe, der vom Gefieder auf den Gesang schloß, und dem es daher gar nicht eingehen wollte, daß den vortrefflichen Sänger ein so unansehnliches Kleid berge, — dann allerdings wird die Nachtigall bei dir eben so schlimm wegkommen, und du würdest sie kaum über den Sperling erheben, dem sie sehr ähnlich sieht. Der Nachtigall aber gebührt, trotz ihres unansehnlichen Gefieders, vor allen Sängern des Waldes und der Flur unstreitig der erste Preis; denn ihr Gesang ist überaus lieblich, sanft und volltönig, bald tief klagend in lang gehaltenen Tönen, bald schnell trillernd und Freude verkündend. Doch nur wenige Monate ist es uns gegönnt, uns ihres herrlichen Gesanges zu erfreuen: schon im August verläßt sie uns und kehrt erst im April zurück. — Sie hält sich gern an schattigen, kühlen Orten auf, und man findet sie deßwegen meist in der Nähe eines Gewässers in niedrigem Gesträuche. Ihr einfach gebautes Nest versteckt sie an der Morgenseite eines Gesträuches, denn sie hat gern in der Brütezeit den Tag über Schatten. Sie frißt Würmer, Raupen, Insekten, vorzüglich gern aber Ameiseneier. — Die Männchen kehren einige Tage früher, als die Weibchen, zu uns zurück. Gleich in den ersten Nächten schlagen jene alsdann sehr stark, um die ankommenden Weibchen herbeizulocken. Ist ihnen das gelungen, dann lassen sie des Tages, oder am Frühmorgen und Abende ihren herrlichen Gesang hören.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, verstummt aber derselbe, weil sie nun für ihre Jungen Sorge zu tragen haben.

Die **Nelke** ist nicht allein wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihres angenehmen, gewürzreichen Geruches eine unserer geschätztesten Gartenblumen. Sie blühet in den mannigfaltigsten Farben. Die Blumenblätter sind bei einigen ausgezackt, bei andern aber wie abgeschnitten. Nur die einfachen tragen Samen; die vollen müssen durch Ableger fortgepflanzt werden. — Die Nelke wächst auch wild, wie das Vergißmeinnicht und die Stockviole, allein nicht bei uns zu Lande, sondern wo es wärmer ist, z. B. in Italien u. s. w.; jedoch so schön und vielfarbig, wie die in Gärten gezogene, ist die wildwachsende Nelke nicht. Kunst und sorgfältige Pflege haben sie mannigfach verändert und ungemein veredelt, und viele Blumenliebhaber versuchen es, noch immer schönere zu ziehen. Darum gibt es denn auch eine außerordentliche Menge von Arten der Gartennelke, wovon die eine schöner als die andere ist. Und so gibt uns denn, liebe Kinder! diese Blume ein recht klares Beispiel von dem, was durch eine sorgfältige Pflege zu erreichen ist.

Der **Nesselspanner** ist ein Schmetterling mit gelbem Leibe. Die Flügel haben eine weiße Grundfarbe und sind in der Mitte und gegen den Rand hin mit länglichen schwarzen Flecken und an ihrer gelblichen Einfassung mit reihenweise stehenden schwarzen Pünktchen besetzt. Die hellbraune Raupe ist auf Brennnesseln zu finden.

Das **Nashorn** oder Rhinoceros hat, wie ihr leicht errathen könnt, seinen Namen von dem Horne auf der Nase. Dieses blos mit der Haut verwachsene Horn schlottert, wenn das Thier ruhig ist, wird aber steif, sobald es in Zorn geräth. Unter allen Landthieren steht das Nashorn nur dem Elephanten an Größe nach. Er ist ein ungeschlachtes, häßlich gestaltetes Thier mit einem plumpen, mächtig dicken Leibe, kurzen, krummen Beinen, großen Schweinsohren und trüben, verhältnißmäßig kleinen Augen in dem gewaltigen Knochengerüste des Kopfes. Jung wird es zwar gezähmt, läßt sich aber wegen seiner Dummheit und Plumpheit zu nichts gebrauchen. Es lebt an Sümpfen und Flüssen, und seine Nahrung besteht aus Früchten und Pflanzen, namentlich aus Baumzweigen und Blättern, die es mit seinem übergebogenen Rüssel abbricht.

Das asiatische Nashorn hat nur ein Horn, und seine fast nackte, bräunliche Haut ist wulstig, gekerbt und so hart und fest, daß eine Flintenkugel sie nicht durchdringen kann. Es erreicht eine Länge von etwa 11 Fuß und eine Höhe von 5 Fuß und besitzt in seinem spitzen, über 2 Fuß langen Horn eine so starke Waffe, daß es in der Regel von keinem Thiere angegriffen wird.

Christoph Borri erzählt uns (in seiner Beschreibung von Cochinchina), wie er einst einer Nashornjagd beigewohnt habe. Als das Nashorn aufgejagt war, ging es ohne anscheinende Furcht vor der Menge der Menschen auf seine Feinde los, und als diese bei seiner Annäherung links und rechts auseinander stoben, lief es durch die von ihnen gebildete Reihe, an deren Ende es auf den der Jagd beiwohnenden Statthalter stieß, der auf einem Elephanten saß. Gleich fiel das Nashorn über den Elephanten her und suchte ihn mit seinem Horne zu verwunden. Der Elephant jedoch bot alle seine Kräfte auf, dasselbe mit seinem Rüssel zu fassen. Endlich nahm der Statthalter die Gelegenheit wahr, wo er dem Nashorn eins versetzen konnte. Hierauf fiel sogleich Alles mit großem Freudengeschrei über das Thier her, warf es auf einen rasch errichteten Scheiterhaufen und steckte diesen in Brand. Als das Fleisch gebraten war, schnitt man es in Stücken und aß es auf der Stelle. Herz, Gehirn und Leber wurden als Leckerbissen für den Statthalter angerichtet.

Aus der 1½ Zoll dicken Haut des Nashorns macht man Panzer und Schilde und aus dem Horne Becher und andere Trinkgefäße.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0088-9

Etwas kleiner ist das afrikanische Nashorn mit seinen zwei Hörnern, wovon das hintere mehr als um die Hälfte kleiner ist. Es ist für den im Zuge begriffenen Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch, das ihm sein scharfes Gehör verrathen, heranstürzt. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem Wagen oder den davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortgeschleppt und zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier beim Fliehen einzuholen, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles hindernde Gesträuch niedertritt und zerknickt. Daher wird auch nie im offenen Felde Jagd darauf gemacht. Die Stelle, worauf gezielt wird, ist das Auge, weil nur hier Knochen und Fell dünn genug sind, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann.

Die **Natter** gehört zu den schleichenden Amphibien, die man unter dem Namen Schlangen begreift. Sie haben am Rücken kleine, am Bauche größere und breitere Schuppen, die bis zum After ungetheilt, hinter demselben aber immer zweitheilig sind. Man unterscheidet giftige und ungiftige Nattern.

In den südlichen Ländern, namentlich in den schönen Palmenländern, wo so tausendfältige bunte Blumen und herrliche Früchte wachsen, gibt es viele furchtbar giftige Arten von Nattern, deren Biß in wenig Minuten tödtet, so daß Einem schon dieß allein jene schönen Länder gar sehr verleiden kann. Denn wenn man oft seine Hand nach einer prächtigen Blume oder Frucht ausstreckt, oder sich auf einen smaragdgrünen Rasen niedersetzen will, da schießt eine giftige Natter heraus und nimmt alle Freuden sammt dem Leben selber weg. Ja, nicht einmal in seinem eignen Hause ist man davor sicher, und jene Schlangen verbergen sich selbst in den Schlafkammern unter den Bettstellen.

Die europäische Natter, die 2 bis 3 Fuß lang wird, ist rothbraun, hat einen breiten, braunen Kopf, gegen 40 Zähne, worunter auch Giftzähne, und eine gespaltene Zunge. Man findet sie in Deutschland besonders in dichten, feuchten Gebüschen. Sie nährt sich von Mäusen, Fröschen, Eidechsen und Insekten.

Tafel O.

Der **Ochs** sowie die Kuh, die man beide unter dem Namen Rindvieh begreift, haben schon von den ältesten Zeiten her dem Menschengeschlechte gar vielfache nützliche Dienste geleistet und oft den Reichthum ganzer Völker ausgemacht; denn ohne sie würde der Ackerbau nur unvollkommen sein. Der Ochs eignet sich weniger zum Lasttragen als zum Ziehen, und da er vorsichtig geht und die Eigenschaft hat, auf steilen Wegen hübsch anzuhalten, so ist er noch besonders für Gebirgsgegenden sehr geeignet. Die Grösse seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegungen, die Kürze und Stärke seiner Beine und selbst seine Geduld helfen ihm den fortwährenden Widerstand überwinden, den der schwere, zumal sandige Boden seiner Anstrengung entgegensetzt. Er ist billiger zu kaufen und zu unterhalten und weniger Krankheiten ausgesetzt, als das Pferd; er liefert einen bessern Dünger, und wenn er ausgedient hat, kann er gemästet werden.

Noch grösseren Nutzen verschafft uns die Kuh, deren Erzeugnisse sich fast fortwährend erneuern. Aus ihrer Milch bereitet man Butter und Käse und braucht sie in der Haushaltung und sonst auf gar mancherlei Weise. Auch die Kuh wird bei uns, jedoch nicht so allgemein wie der Ochs, zum Ziehen verwendet. Und sind

es nicht die Pocken am Kuheuter, die den Impfungsstoff zu den Schutzpocken geben, wodurch vielen Millionen Kindern Leben und Gesundheit erhalten und das Gesicht nicht mehr, wie früher durch die natürlichen Blattern, so oft hässlich verunstaltet wird? — Und selbst nach dem Tode nützen uns beide noch, indem wir von ihrer Haut, ihren Haaren, Hörnern, Knochen und noch von andern Theilen ihres Körpers einen gar vortheilhaften Gebrauch machen.

Der **Ohrwurm** ist ein kleines Insekt, das ihr an seinem braunen Leibe und röthlichen Kopfe, besonders aber an seinen beiden ziemlich grossen Zangenspitzen am Schwanze leicht erkennt und in Baumrinden und altem Holzwerk, wo es sich meist aufhält, zu suchen habt. Auch hat er wohl Einem oder dem Anderm schon versucht, in die Ohren zu kriechen, deren Schmalz ihn aber, da es ihm zuwider ist, leicht wieder daraus vertreibt, zum Glück für euch; denn ohne Schmerzen ginge es sonst nicht ab.

Der **Oelbaum** wächst nicht allein in Asien und Afrika, sondern gedeiht auch sehr wohl in den südlichen Ländern Europa's, wo er einer der nützlichsten und wichtigsten Bäume ist. Seine schmalen, immer grünen, fast weidenartigen Blätter sowie die weissen kleinen Blüthen gewähren uns zwar nicht den schönen Anblick, wie so viele andere Bäume des Südens, allein dafür hat er vor jenen auch wieder manche gute Eigenschaften voraus. Aus seinen pflaumenähnlichen Früchten, den **Oliven**, deren Fleisch eine Nuss birgt, presst man das kostbare Baumöl, welches in oben genannten Ländern fast überall statt Schmalz und Butter an die Speisen gethan wird. Auch das Holz des Oelbaums wird seiner Vortrefflichkeit wegen sehr geschätzt.

Die **Orange** (Pomeranze) ist die Frucht des Pomeranzenbaums. Derselbe stammt aus Asien, wächst aber auch im südlichen Europa, namentlich in Italien, wo man ganze Wälder dieses schönen und nützlichen Baumes antrifft. Der Saft der Orangen dient zur Bereitung von manchen Getränken und gibt denselben einen besondern Wohlgeschmack. Aus den Schalen derselben wird das bekannte Bergamottöl gepresst. — Eine besondere Art von Pomeranzen sind die Apfelsinen, die einen süssen Saft haben.

Der **Orden** ist ein Ehrenzeichen, welches vom Staate sowohl Militair- als Civilpersonen als öffentliche Anerkennung ihrer Verdienste um denselben ertheilt wird. Es gibt gar verschiedene Orden. Man trägt dieselben entweder auf der linken Brust, oder am Halse u. s. w. Der hier abgebildete wird an einem Bande am Halse getragen; es ist der von Friedrich dem Grossen gestiftete schöne Militair-Verdienstorden „Pour le merite“ (d. h. „für Verdienst“), welche Worte auf dem mit vier Kronen gezierten Rande in grosser lateinischer Schrift zu lesen sind.

Der **Obelisk** ist eine Spitzsäule, dergleichen besonders die Aegyptier gern hatten und meist aus Einem Felsenstücke zu einer Höhe von 30, ja bis 90 Ellen ausarbeiteten, auch an den Seiten mit Hieroglyphen zierten. Noch jetzt gibt es in Aegypten, zu Rom und anderwärts trefflich erhaltene Obelisken.

Orgel. Wie oft sehen wir nicht auf Jahrmärkten, Messen oder bei sonstigen Gelegenheiten Leute mit einer Orgel auf der Strasse herumziehen und hier und an den Ecken derselben das Volk belustigen, indem sie für Geld allerlei Lieder, sogar auch Mordgeschichten, in der Regel mit nicht sehr entzückender Stimme vortragen und dieselben mit jenem Instumente begleiten. Unser Bildchen zeigt euch ein solches herumziehendes Pärchen. Der Mann dreht singend, vielleicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0090-7

auch schreiend, seine Orgel, und das Weib zeigt mit dem Stabe auf's Bild, welches, nach ihrem grässlichen Blicke zu urtheilen, sicherlich eine schreckliche Begebenheit vorstellt, wenn man sich auch die kleinen Figürchen darauf nicht klar zu deuten vermag.

Ein solches Instrument könnt auch ihr, so gut wie der Mann, spielen, ohne vorher darauf unterrichtet worden zu sein. Ihr braucht nur die neben angebrachte Kurbel — versteht sich etwas tacktmässig — zu drehen, und die musikalischen Stückchen, auf die die Orgel eingerichtet ist, lassen sich der Reihe nach hören. — Man nennt eine solche Orgel eine Drehorgel. Es gibt aber auch, wie ihr wisst, noch andere, grössere, weit künstlicher eingerichtete Orgeln, z. B. in unsern Kirchen. Die dreht man freilich nicht, sondern es ist eine grosse Geschicklichkeit dazu erforderlich, sie schön und kunstgerecht zu spielen.

Tafel P.

Der **Pfau,** welcher aus Ostindien stammt, ist ein gar schöner, mit einem Federbusch gleich einer Krone geschmückter Vogel, aber mit hässlicher Stimme und boshaftem Gemüthe. Der stolze Gang und das prächtige Gefieder machen das Männchen zur schönsten Zierde der Höfe. Auf dem Kopfe das goldgrüne Federbüschchen und am Schwanze die gewaltigen Deckfedern mit den prachtvollen Farbenaugen! Welch herrlicher Anblick, wenn er letztere radförmig aufrichtet und von der Sonne bespiegeln lässt! — Das kleinere Weibchen sieht nicht so schön aus; es ist meist aschgrau und entbehrt des herrlichen Schmuckes seines Gemahls.

Sein Nutzen ist unbedeutend, und man hält ihn mehr seiner Schönheit wegen. Das Männchen zerstört nicht selten seinem eigenen Weibchen die Eier, ja, gegen die kaum ausgekrochenen Jungen zeigt es sich feindlich und tödtet sie sogar, wenn sie noch klein sind. Die Mutter aber schützt sie, soviel sie kann, mit aller Sorgfalt. Das Fleisch des Vogels ist hart; gleichwohl waren in früheren Zeiten gebratene Pfauen ein vornehmes Hochzeitessen.

Der Pfau gilt als Sinnbild des äussern Glanzes ohne innern Werth.

Perser. Der schön gewachsene, reich gekleidete, von Salben duftende Perser stellt sich in der Provinz Kaschemir, das indische Paradies genannt, als das vollkommenste Muster männlicher Schönheit dar, und die weibliche Gestalt steht in keiner Weise der männlichen nach. Die Gesichtsbildung ist europäisch, in den schönsten, regelmässigsten Linien. Haut und Farbe ist zart und schön gefärbt wie eine Blume aus Schira oder aus dem prächtigen Garten Schalimar. — Sie sind gesang- und tanzlustig, trinken den Wein aus silbernen Schalen, zeigen Anstand und natürliche Anmuth in ihrer Haltung und Bewegung, sind aber auch reinlich und ruheliebend. Früherhin waren die Perser unter Cyrus, Xerxes u. s. w. ein gar eroberungssüchtiges Volk und zur ausgelassensten Ueppigkeit geneigt.

Grünewald.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0091-2

Die **Pflaume**, oder auch Zwetsche, ist die Frucht des Pflaumenbaumes, der aus Asien stammt, von wo er nach Europa verpflanzt wurde. Ihr kennt die länglichrunde, aussen dunkelblaue, bei gehöriger Reife im Innern goldgelbe Frucht, die ihr zur Herbstzeit öfters von den Bäumen schüttelt und wegen ihres Wohlgeschmacks so gerne kostet. Man trocknet sie vielfach und bereitet, besonders im südlichen und mittlern Deutschland, das den Kindern so angenehme und gesunde Pflaumenmuss daraus.

Der Pfirsichbaum stammt, wie die Pflaume, aus Asien und ist von da nach Griechenland und nach dem übrigen Europa verpflanzt worden. Er blüht schön roth, und seine Frucht, die **Pfirsiche**, ist ziemlich gross, fühlt sich wollicht an und hat einen angenehmen, süss-säuerlichen Geschmack.

Die **Passionsblume**, welche aus Brasilien zu uns herüber gebracht worden, ist eine ansehnliche, meist hellblaue, radförmig gestaltete Blume, die inwendig eine Art von Krone hat, und deren 3 Pistille an einer Säule stehen und fast wie Nägel mit rundem Kopfe aussehen — was wahrscheinlich einen frommen Botaniker zu der, an Christi Leiden erinnernden Benennung veranlasst haben mag.

Der **Panzerfisch** hat einen, durch harte Schuppen gepanzerten Körper, der gelbbraun und wie die Flossen schwarz gefleckt ist. Ihm fehlen die Bauchflossen. Der oberste Strahl der Schwanzflosse ist verlängert. Er erreicht eine Grösse von etwa 4 — 5 Zoll.

In der Gruppe rechts auf der Tafel P. hat euch der Maler wieder interessante Gegenstände recht artig zusammengestellt. Die **Patrontasche**, **Pistole**, den **Pfeil** sowie den **Pfeilköcher** kennt ihr; darum sollen nur über den **Pfeilbogen** (Bogen) noch ein paar Worte gesagt werden. Derselbe ist eine Waffe, von biegsamem Holze verfertigt, welches mittelst einer Sehne gespannt und wieder losgelassen wird, so dass dadurch ein Pfeil rasch mit ziemlicher Gewalt geschnellt werden kann. Der Bogen war ein Schiessgewehr bei den Alten, das vorzüglich im Morgenlande im Gebrauch war. Der Bogen selbst war von Holz, Horn oder Stahl, und die Sehne gewöhnlich aus Pferde- oder Kameelhaaren, oder aus ledernen Riemen verfertigt. Bei den Morgenländern führten gewöhnlich nur die Fussvölker diese Waffe, bei den Parthern aber auch die Reiterei. Uebrigens waren die Parther die berühmtesten Bogenschützen unter allen Nationen, und sie haben ihren Ruhm auf die heutigen Perser vererbt, die ihn noch jetzt behaupten. Bei den Griechen war der Bogen ebenfalls sehr im Gebrauch. — Die Bogen, welche die wilden Völker Brasiliens führen, sind aus rothem oder schwarzem Holze gemacht und von ausserordentlicher Länge. Die Indianer in Guinea haben 5 Fuss lange Bogen von schwerem elastischen Holze. Andere Völker Amerika's haben Bogen von rothem Cedernholze, fast von der Höhe eines Mannes.

Das **Pferd** gehört zu den einhufigen Säugethieren. Es stammt wahrscheinlich aus dem südwestlichen Asien und ist jetzt fast allenthalben als zahmes Hausthier über den Erdboden verbreitet. In dem östlichen Europa gibt es verwilderte Pferde, die ohne Herrn beständig in Wäldern leben; ebenso findet man dergleichen in Amerika, wohin diese Thiere erst durch die Europäer gekommen sind. Unsere Abbildung zeigt ein solches, mit dem Füllen flüchtig, wild einher rennend.

Das zahme Pferd hat durch Pflege mehr an Schönheit gewonnen, als irgend ein anderes Hausthier. Das Ebenmass im Baue seines ganzen Körpers, die schlanke Gestalt, das glatt anliegende, glänzende Haar, die Mähnen, der Schweif und die schöne Farbe zeichnen das Pferd vor allen Hausthieren aus. Aber es ist zugleich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0092-8

auch ein sehr kluges, gelehriges und der vielfältigsten Dienste wegen, wozu der Mensch es abgerichtet hat, äusserst nutzbares Thier.

Die gebildeten europäischen Nationen brauchen das Pferd blos zum Reiten und Ziehen und benutzen nach seinem Tode nur die Haut und einige andere Theile; das Fleisch hat man bisher nur zur Zeit einer Hungersnoth gegessen, jedoch ist in neuester Zeit hie und da der Genuss des Pferdefleisches schon etwas allgemeiner geworden. In Asien aber gibt es viele Völker, welche die Pferde fast zu gleichem Zwecke, wie wir das Rindvieh, halten. Die Steppenbewohner Mittelasiens und andere Völkerschaften melken die Stuten, trinken die Milch und ziehen aus derselben auch einen Branntwein. Das Fleisch ist ihnen lieber als Rindfleich, und sie essen nicht nur alle gefallenen Pferde, sondern schlachten auch bei feierlichen Gelegenheiten eins oder mehre derselben.

Persien und Arabien liefern die schönsten Pferde. In Europa sind die spanischen, englischen und neapolitanischen die besten.

Das weibliche Pferd wird Stute, das männliche Hengst genannt.

Tafel Q. R.

Diese Tafel zeigt unter ersterm Buchstaben nur zwei Gegenstände: die **Quaste** und die **Quitte.** Erstere dient, wie bekannt, einestheils dazu, wie jede Kordel oder Schnur, zu verknüpfen und zu verbinden, anderntheils aber und hauptsächlich wird sie zur Verzierung und besondern Auszeichnung von Gegenständen gebraucht.

Die Quitte ist die Frucht des Quittenbaums. Dieser gleicht grösstentheils unserm Apfelbaum, nur sind seine Blätter kleiner, glatter, dicker und härter, und seine Rinde weisser. Er bekommt eine weisse oder fleischfarbige Blüthe mit fünf kleinen Blättern. Die Quitten sind roh ungeniessbar und müssen desshalb erst gekocht oder gebraten werden. Man unterscheidet grosse und kleine. Jene sehen fast wie Birnen aus und sind süss, aber nicht so kräftig und wohlriechend, wie die kleinen Quitten, die rund, goldfarbig und mit einer zarten Wolle bekleidet sind und desswegen für die rechten Quitten gelten. In der Arzneikunst bedient man sich dieser Frucht zu mancherlei Zwecken.

Unter dem Buchstaben R. stehen auf unserer Tafel: die Rose, der Reis, zwischen beiden das Reh, darüber die Ratte, rechts von ihr die Raupe, und über beiden letztgenannten die Rennbahn.

Die **Rose.** Von den ungemein vielen Arten von Rosen ist euch hier, junge Leser! die wunderliebliche Moosrose vorgeführt. Sie zeichnet sich durch die grossen, moosartigen, wohlriechenden Drüsen aus, womit Kelch und Blumenstiel

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0093-3

dicht bewachsen sind. Wenn die Knospe eben am Aufbrechen ist, und die rothen Blätter anfangen aus der grünen, moosigen Umhüllung hervorzuschauen, lässt sich kaum ein reizenderes Blumenbild denken, als die Moosrose ist. Wie sanft ist ihre Farbe, wie lieblich und erquickend der Duft, den sie rings um sich her verbreitet!

Die Rose vereinigt äussere Schönheit mit innerm Werthe, und mit Recht wird sie daher auch die Königin der Blumen genannt. Aber auch Dornen stehen an den Stielen, die uns stechen können. Darum ist sie uns denn auch ein treffendes Bild des menschlichen Lebens, das so oft mit seinen Freuden uns auch Leiden bringt; und ihre kurze Blüthenzeit, ihr baldiges Dahinwelken erinnert uns, wie nichts Bleibendes hienieden, wie alles Irdische der Vergänglichkeit unterworfen ist.

Der **Reis,** welcher wahrscheinlich aus Aethiopien stammt und in allen warmen Ländern, besonders in Ostindien und China, auf feucht stehenden Feldern angebaut wird, ist ein büschelartiges, weissblühendes Halmgewächs, das eine Höhe von etwa 4 Fuss erreicht. Die Reisfelder sind mit Kanälen durchzogen, von denen aus sie beliebig unter Wasser gesetzt werden können. In China allein sollen bei 100 Millionen Menschen fast nur von Reis sich ernähren. Mit dem Wein der Kokospalme vermischt, gibt er den Arak.

Das **Reh** ist ein lebhaftes, freundliches Geschöpf und das schönste unter den einheimischen Säugethieren; denn Alles an ihm hat ein vollkommnes Ebenmass. Der niedliche Kopf mit den zugespitzten Ohren endigt sich in eine stumpfe Schnauze und ist bei dem Männchen mit einem kurzen, aufrecht stehenden, gabelästigen Geweih geschmückt, welches jährlich abgeworfen wird. Die grossen Augen glänzen lebhaft. Der Hals ist schlank und die fein gebauten Beine, deren Füsse zwei, mit schwarzen Klauen versehene Zehen haben, tragen den wohlgestalteten Leib.

Die Farbe des Rehes ist im Sommer rothbraun, in's Gelbliche übergehend, im Winter röthlichgrau. Der Hals, die Gurgel und das Kinn sind weisslich; an jeder Seite der schwarzen Oberlippe steht ein weisser Fleck.

Man findet es in Europa in lichten Wäldern, in deren Nähe Felder, Wiesen und klare Quellen sind. Hier lebt es familienweise, ein Bock mit 2—3 Weibchen, beisammen, und seine Nahrung ist dieselbe, wie die des Hirsches.

Gesicht, Geruch und Gehör sind bei dem Reh unglaublich scharf, und seine Flüchtigkeit und Gewandtheit übertrifft die des Hirsches. Es ist scheu und furchtsam. Mit vorgestrecktem Kopfe witternd, tritt es aus dem Gehölze heraus auf die Waldwiese. Kaum hat es ein paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf wieder in die Höhe und durchschaut mit seinen grossen, hellen Augen die Gegend, oder durchwittert die Luft. Wenn ihm der Wind entgegen kommt, so wittert es den Menschen auf dreihundert Schritte. Kommt man ihm im Gehölze unvermuthet nahe, so stutzt es einen Augenblick, dann aber eilt die ganze Familie in fliehendem Laufe in hohen und weiten Sprüngen dahin, auf listigen Umwegen Hunde und Jäger täuschend. — Jung aufgezogen, wird es ungemein zahm. Sein Fleisch ist weit zarter als das des Hirsches und von besonderm Wohlgeschmack. Die Haut wird zu trefflichem Leder gegerbt, und die Haare benutzt man zum Polstern. Die Geweihe verarbeitet der Drechsler.

Die **Ratte** ist allenthalben als ein höchst schädliches Thier bekannt und über die ganze Erde verbreitet. Warme Länder sagen ihr besonders zu, und in diesen kann sie sich so vermehren, dass sie zu einer wahren Landplage wird. Die Hausratten fallen Alles an, tödten sogar junges Geflügel und Kaninchen, fressen fetten Schweinen nicht selten aus dem Hintern und verschonen selbst die Hufe der Pferde nicht. Sie sind äusserst zornig, in der Gefahr sehr muthig und nehmen es oft mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0094-9

Katzen auf. Hin und wieder hat man mehrere Ratten gefunden, die mit ihren Schwänzen verflochten und verwachsen waren und sie „Rattenkönige“ genannt.

Raupe. Die Insekten sind gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine hässliche Raupe, die ungemein gefrässig und schädlich ist, indem sie eine grosse Menge von Blättern und Knospen frisst; oder auch ein hässlicher Wurm, der vom Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt sich und windet sich und muss als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner, bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Hässliche, was die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls blos die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu geniessen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt.

Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch und leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die hässliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne, nicht dazu entschliessen, so zu sterben, und bleiben daher bis an's Ende das, was sie waren, eine hässliche Spinne oder Laus oder Scorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben desshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Seele betrachtet.

Rennbahn. Das Rennen, ein der englischen Nation eigenthümliches Spiel und Volksfest, welches in neuerer Zeit auch in vielen Städten Deutschlands beliebt geworden, ist fast in allen englischen Grafschaften üblich. Auf einem solchen Wettrennen finden sich alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler ein. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfes, einige Guineen bis tausend Stück. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinnst des Siegers. Auch gibt die Regierung noch goldene und silberne Schalen als ausserordentliche Preise bei den grossen königlichen Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden.

Die Pferderennen sind äusserst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung in England erhalten hat. Es geht nichts über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet. In ihren Ställen sind oft Oefen, das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannaht, werden sie purgirt u. s. w. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze statt, wo der quadrat- oder zirkelförmige Weg durch weiss angestrichene Säulen, welche die Renner allzeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muss, beträgt 4 englische Meilen. Da ein Pferd gerade so viel Last tragen muss, als das andere, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit soviel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockeys nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen

Richtern gewogen, so reiten sie auf ein Zeichen mit dem Waldhorn an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8—9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, dass ein Pferd dreimal in einem Nachmittage gelaufen ist und jedesmal gewonnen also über 2½ deutsche Meilen in 27 Minuten zurückgelegt hat. — Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füsse, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt giessen sie ihnen spanischen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Tafel S.

Das **Stachelschwein** hält sich in den wärmern Gegenden von Europa, Asien und Afrika auf und nährt sich von Baumrinden und Wurzeln, die es des Nachts sucht. Am Tage bleibt es in seinem unterirdischen Baue, der mit einem Eingange und vielen Kammern versehen ist. Es hat schöne, durchsichtige Stacheln, wie der Igel, die aber oft anderthalb Spannen lang und so dick und hohl sind, wie Federspulen. Man braucht dieselben zu Stielen an Malerpinseln u. dgl. m. Das Thier kann die Stacheln bewegen, im Zorne damit rasseln und sich damit selbst gegen die Löwen vertheidigen; aber es ist eine Fabel, dass es sie gegen seinen Feind abschiessen könne.

Die **Stachelbeere,** die wir in unsern Gärten so häufig finden, ist besonders den Bewohnern der nördlichen Länder, wo kein Wein mehr wächst, eine recht nützliche Frucht, indem sie dort nicht nur frisch genossen, sondern auch zur Bereitung eines weinartigen Getränkes verwendet wird. Der dicht mit Stacheln besetzte Strauch blüht röthlich, und seine rothen, gelblichen u. s. w. Beeren haben einen angenehmen süssen Geschmack und sind besonders den Kindern lieb und werth.

Der **Stechapfel,** ursprünglich in Amerika zu Hause, wächst jetzt in ganz Deutschland. Am häufigsten findest du ihn auf Schutthaufen und erkennst ihn leicht an seiner trichterförmigen Blumenkrone, die gefaltet und weisslich ist, sowie an der stacheligen Frucht, die eine Kapsel bildet, welche eine Menge schwarzer Samenkörner enthält und der Fruchthülle der wilden Kastanie nicht unähnlich ist. Die 1 bis 2 Fuss hohe Pflanze hat einen üblen betäubenden Geruch, ist sehr giftig, besonders aber der Samen. Man gebraucht von dieser Pflanze die Blätter, und den aus dem Safte bereiteten Extrakt als Heilmittel in nervösen Krankheiten und bereitet auch äusserliche Mittel aus denselben.

Der **Seeteufel.** Wenn ihr diesen Knorpelfisch hier auch nicht sähet, möchtet ihr doch schliessen, dass er wohl ein sehr hässliches Aussehen haben muss. Sein zahnreicher, breiter Rachen steht immer offen, sein Kopf ist sehr gross und platt, mit vielen Bartfasern versehen, und beträgt fasst die Hälfte seines oft 3 Ellen langen Körpers. Er lauert hinter Seesträuchern den kleinen Fischen auf, die seine Bartfasern für Würmer halten und darnach schnappen. Er lebt schon in der Nordsee und im Mittelmeere, jedoch einzeln; sein Fleisch wird selten gegessen, sondern nur allenfalls zu Thran benutzt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0096-0

Die **Seidenraupe**, von allen Insekten eins der wichtigsten, ist die Larve des Seidenspinners, eines Schmetterlings, welcher, zu den Nachtfaltern gehörend, kammförmige, auf dem Rücken liegende Flügel hat.

Die Eier, woraus die Seidenraupen entstehen, sind gelblich, oder blassbläulich und haben oben ein graues Pünktchen. Jedes Weibchen des Seidenspinners legt gegen 500 Eier, die von der Wärme ausgebrütet werden. Bei ihrer Verpuppung macht sich die Seidenraupe ein seidenartiges Gespinnst, worin sie ihre Entwickelung zum Schmetterling abwartet. Sie hat den Rücken entlang 2 Kanäle, in denen sich ein harziger Stoff sammelt, der an der Luft schnell erhärtet. Wenn sie spinnen will, tritt durch 2 Oeffnungen unter dem Maule diese Materie hervor, die sie dann an irgend einen Körper anklebt. Hierauf bewegt sie den Kopf und zieht dadurch die harzige Feuchtigkeit zu zwei feinen Fäden, dreht diese aber in demselben Augenblicke vermittelst der Vorderfüsse zu einem Faden zusammen. So verfertigt sie einen Faden, der etliche hundert Ellen lang ist. Wenn derselbe gesponnen ist, macht sie noch eine länglich runde Hülle, in welcher ihr Körper dann gegen alle Einflüsse der Witterung sicher ruht. Diese Hülle sieht gelblich oder grünlich aus. Man nennt das ganze Gespinnst Cocon. Aus dem Cocon kommt nach 2 bis 3 Wochen der Schmetterling hervor. Will man die Seide benutzen, so lässt man den Schmetterling nicht durchbrechen, sondern tödtet die Puppe im Cocon. Die gesammelten Cocons wirft man in heisses Wasser und rührt sie mit Reissern um. Die an ihnen hangen bleibenden zarten Fäden werden alsdann, mehrere zu einem vereinigt, abgehaspelt. Ehe aber diese rohe Seide verarbeitet werden kann, muss sie vorher noch mehrmals mit Seife gekocht, gebleicht, auch wohl geschwefelt werden, wodurch sie die zur Verarbeitung erforderliche Weisse, Weichheit und Glanz erhält.

Das eigentliche Vaterland der Seidenraupe ist Indien und China, wo sie im Freien auf Maulbeerbäumen lebt. Da aber diese sogenannte wilde Seide von weit geringerem Werthe als die ist, welche von Raupen genommen wird, die in eigens dazu eingerichteten Stuben gepflegt und gezogen werden, so ist auch in ihrem Vaterlande die künstliche Pflege derselben allgemein herrschend. Man füttert sie mit den Blättern des Maulbeerbaumes in mässig erwärmten Zimmern; doch müssen die Blätter durchaus trocken sein, weil jede Feuchtigkeit den Thieren gefährlich ist. Es erfordert daher die Behandlung der Raupen viel Umsicht, und die Betreibung des Seidenbaues, der nun wohl seit 70 Jahren auch in Deutschland betrieben wird, ist ein mühsames Geschäft.

Der stumme **Schwan** trägt ein einfaches, schneeweisses Kleid, und seine Gestalt und seine Bewegungen sind majestätisch. Wenn er ruhig über den See daherschwimmt, sollte man ihn für den König der Fluthen halten. Sein langer, schön gebogener Hals unterscheidet ihn von allen Vögeln unserer Gegend. Man hält ihn bei uns nur zur Zierde, in andern Ländern aber auch wegen des Nutzens, den er durch seine kostbaren Federn gewährt. Die Nordländer ziehen dem Vogel die ganze Haut mit den Flaumfedern ab und benutzen sie wie Pelzwerke, indem sie sich daraus warme Unterkleider machen.

Die **Spinne** ist ein verachtetes Insekt, aber gleichwohl ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt seinen Nutzen. Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der grössten Geschwindigkeit von der einen Wand bis an die andere zu ziehen weiss! Und doch versichern die Naturkundigen, dass ein solcher Faden, den man kaum mit blossen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Muss man nicht über die Kunst dieser Geschöpfe staunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den grossen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weis? Die Spinnen leisten in der Natur einen grossen Nutzen. Dass sie hier und da eine Stubenfliege tödten, ist das Geringste; aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine grosse Anzahl anderer sehr kleiner Mücken, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich werden würden, und deren man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manche Mücke zu Grunde, welche die aufkeimende Saat vielleicht verletzt hätte.

Dass es mancherlei Thiere dieser Gattung gibt, sieht man schon an der Verschiedenartigkeit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. In Amerika lebt ein merkwürdiges Thier dieser Art und heisst Buschspinne. Diese begnügt sich nicht mit Stubenfliegen, sondern sie geht einer Art von Vögeln nach, welche sie angreift, tödtet und ihnen das Blut aussaugt:

An die Spinne.

1. *Kunstvolle Weberin, die ich*
Hier so geschäftig finde,
Wie wundert und ergötzet mich
Dein künstliches Gewinde!
Die Fädchen — o! so zart spinnt sie
Die feinste Hand am Rädchen nie.
Wie sanft, wie gleich sie fliessen!
Wie richtig sie sich schliessen!

2. *Sei ruhig unter meinem Tisch!*
Nie soll's die Köchin wagen,
Und dich mit ihrem Flederwisch
Aus deinen Zirkeln jagen.
Hier will ich deine Wunder sehn,
Und sorgsam nach dem Nutzen spähn,
Den du dabei gewinnest,
Dass du so künstlich spinnest.

3. *Was seh ich? Eine Fliege fing*
Sich jetzt in den Geweben.
Sie kämpft; du hasch'st das arme Ding
Und raubst ihr stracks das Leben;
Ist dein Talent nur Mordbegier?
Fort! du giltst weiter nichts bei mir.
Was hilft es, Kunst und Gaben
Zu böser Absicht haben!

Der **Scorpion** hat die Gestalt eines kleinen Krebses, der Kopf ist in der Brust ziemlich verborgen. Er hat 8 Füsse und die Augen, deren Anzahl bei den verschiedenen Arten 6, 8 oder noch mehr beträgt, sind klein und sitzen theils an den Seiten der Brust, theils auf dem Rücken. Sein Schwanz ist gegliedert und er kann durch das letzte, krummgebogene, spitzige Glied desselben stechen und durch den Saft, den er zugleich aus einer Oeffnung unterm Stachel in die Wunde fliessen lässt, auch gefährlich werden. Besonders ist dies bei den grössern Arten der Fall.

Seeschiff. Die Seeschiffe haben einen Kiel zur Grundlage ihres gewölbten Bodens, dann Segel, um die Schiffe durch den Wind fortzutreiben; doch die grossen Rheinschiffe fahren auch schon mit Segeln. An den Mastbäumen sind die Segelstangen und an diesen die Segel angebracht, die von dichter Leinwand sind und gegen den Wind ausgespannt werden. Der Steuermann führt das Steuerruder, das am Hintertheil des Schiffes angebracht ist, und wodurch das Schiff gelenkt wird. Der oft zierlich geformte Schiffsschnabel ist am Vordertheil des Schiffs. Auch sieht man an den Seeschiffen Fahnen oder Flaggen von verschiedener Farbe, woran man erkennt, welchen Städten oder Nationen sie angehören; dieselben werden auch bei feierlichen Gelegenheiten aufgezogen. — An dem in der Mitte des Seeschiffs angebrachten Mastbaum ist nahe an der Spitze desselben der Mastkorb, der gleichsam die Warte des Schiffes ist, von wo aus man um so besser in die Weite sehen kann. Die Masten sind mit Tauen oder dicken Seilen befestigt. Da ein grosses Seeschiff tief in dem Wasser geht, so wirft es wegen der Seichtigkeit des Bodens unweit des Ufers den Anker aus, es sei denn, dass ein Hafen am Ufer sich befindet, der tief genug ist, Seeschiffe aufzunehmen. Um die Tiefe zu erforschen, wird das Senkblei ausgeworfen. —

Solche grosse Schiffe führen auch einige Boote mit sich, um Waaren ein- oder auszuladen und die Menschen an's Land zu bringen. Sie heissen auch Schaluppen.

Nach *Grünewald.*

Seesturm. Unerwartet überrascht oft das Seeschiff ein Sturm, der, heftig in seinen Wirkungen, die Seeleute mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Alles ist noch kurz vorher in tiefer Ruhe, der Himmel noch heiter; doch oft nach wenig Augenblicken erhebt sich ein heftiger Wind und führt trübes Gewölk vom fernen Horizont herauf über die unterdess schon hohlgehende, schwarze See, heult stossweise durch die Masten, über denen nun das finstere Gewölk drohend hängt. Das ganze Firmament hat ein schreckenerregendes Ansehen angenommen. Der Sturm wüthet mit erschütternder Gewalt: hoch thürmen sich die Wellen der empörten See, schleudern das schwankende Schiff empor und stürzen es wieder in den Abgrund. Umsonst ist die Anstrengung der Seeleute, das Fahrzeug und sich selbst zu retten: an Felsen geworfen, zertrümmert es, und die zagende Mannschaft findet ihr Grab in den brausenden Wogen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0098-1

Den Stürmen gleichen, lieber Leser! die Leiden im menschlichen Leben. — Oft glaubt der Mensch ruhig dem Glücke im Schoosse zu sitzen, und auf einmal sieht er sich schrecklich herausgerissen und in's Elend gestürzt. Armuth, Krankheiten, ja der Tod theurer Familienglieder machen ihn, der noch vor Kurzem auf dem Gipfel des Glückes, nun so grenzenlos unglücklich. Sowie der Sturm oft sich legen zu wollen scheint, so glaubt oft auch er von einem Schlage des Schicksals sich wieder erholt zu haben: da trifft ihn ein neuer, heftigerer Schlag. Doch wie der Sturm, bei allen seinen Schrecken, wieder heilsam in seinen Wirkungen auf die äussere Natur ist: so läutern auch den Menschen wieder seine Leiden von dem Unedlen und Gemeinen, und gebesserter geht er aus der Prüfung hervor. Hat er sich durch Umgang mit schlechten Menschen elend gemacht, — die Leiden, unter denen er seufzt, lehren ihn seine Schuld, und mit dem festen Vorsatze, künftig vorsichtiger zu Werke zu gehen, bösen Umgang zu meiden, geht er hervor aus seinem selbstverschuldeten Leide.

Tafel T.

Die **Tollkirsche** oder Belladonna wächst in schattigen Waldungen und wird gegen 4 Fuss hoch. Ihre kurzgestielten Blätter sind dunkelgrün; die Blüthe ist glockenförmig, fünfspaltig, inwendig purpurroth und am Grunde gelb. Die Frucht ist eine bläulich-schwarze, glänzende Kirsche, die fade süsslich schmeckt und besonders giftig ist.

Schon häufig haben Kinder, welche die gefährliche Pflanze nicht kannten, im Walde die lockenden Beeren gepflückt und gegessen, und ihr Genuss hat ihnen erst grosse Schmerzen bereitet und endlich den Tod herbeigeführt. Darum seht sie euch genau an und hütet euch vor ihr!

Der **Thee** wird von den Blättern eines Strauches gewonnen, dessen Vaterland China und Japan ist. Der Strauch ist buschig, immer grün, und wenn er seine natürliche Grösse erreicht, 8 — 12 Fuss hoch. Diese Höhe lässt man ihn jedoch nicht erreichen, sondern beschneidet ihn so, dass er nicht höher als 2 — 3 Fuss hoch wird. Die Pflanzenblätter sind kurzgestielt, gesägt, lederartig, ganz glatt und glänzend grün. Die Blümchen sind blass rosenroth, und die Frucht besteht aus kugelrunden, braunen Kapseln, welche kleine Nüsse mit ölichten Kernen enthalten.

Der Theestrauch liefert erst in seinem dritten Jahre brauchbare Blätter, von der Zeit an aber gewährt er auch jährlich drei verschiedene Ernten. Bei der ersten erhält man den Kaiserthee, der unstreitig der beste ist. Dass der Thee überhaupt nicht von einerlei Güte ist, hängt nicht blos von der Beschaffenheit und dem Alter der Blätter, von dem Standorte und dem Boden ab, sondern auch von dem Abpflücken und der ferneren Behandlung, wesshalb man hierauf grosse Sorgfalt verwendet. Die Blätter werden alle einzeln abgepflückt, dann in grossen, jedoch nicht tiefen Körben an der Sonne etwas angetrocknet und in diesem Zustande an die Theehändler verkauft. Diese trocknen die Blätter unter einem Dache noch mehr an und verkaufen sie dann an andere Händler, welche sie auf folgende Weise vollends zubereiten lassen:

Die Blätter werden nach ihrer Güte sortirt, dann in ein eigens dazu eingerichtetes Trockenhaus gebracht, wo sie in eisernen Pfannen auf einem gelinden Kohlenfeuer geröstet und dann einzeln mit den Fingern aufgerollt werden, wodurch sie ungefähr die Gestalt erhalten, welche sie vor der Entfaltung auf dem Stamme hatten. Darnach werden sie von Neuem geröstet und nach der neuen Erwärmung auch wieder neuerdings gerollt. Dieses Verfahren wird 4 bis 5mal, nämlich so oft wiederholt, bis man mit Gewissheit voraussetzen kann, dass sie ihre Gestalt behalten werden. Nun wird der Thee in kleine Kästchen gebracht, deren 100 bis 600 in eine Kiste zusammengepackt und dann so verschickt werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0099-0

In Europa wurde der Gebrauch des Thee's erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt. Doch hat seit jener Zeit der Verbrauch so zugenommen, dass England — das freilich allein mehr Thee verbraucht, als das übrige Europa und Amerika zusammen — jährlich über 30,000,000 Thaler für Thee nach China sendet.

Türke. Betrachten wir den Türken, so ist seine Haltung stolz, Ehrfurcht gebietend, abgemessen. Er liebt bei seiner Tasse schwarzen Kaffee und bei seiner langen Pfeife die behagliche Ruhe auf seiner Otomane, auf der er mit kreuzweise in einander geschlagenen Füssen sitzt. Wird er gereizt, so hat sein Zorn oft blutige Folgen, doch ist er auch grossmüthig gegen den Feind und seine Haupttugend ist Wohlthätigkeit gegen die Armen. Seine Kleidung ist bunt, aber anständig. Die Reichen verwenden viel auf ihren Turban. Wer sich an seinem Bart vergreift, den weiht er dem Tode.

Grünewald.

Der **Truthahn**, auch Welschhahn genannt, zeichnet sich durch einen Fleischklunker an der Stirne aus, welcher beim Männchen im Zorne anschwillt und sich verlängert, so dass er dann über die Schnabelspitze herabhängt. Ferner hat das Männchen einen Haarbüschel am Unterhals und einen Sporn, und kann die Schwanzfedern radförmig, wie der Pfau aufrichten. Man kennt nur zwei Arten, die in Amerika zu Hause sind, und von welchen der gemeine auch bei uns heimisch geworden ist. Sie leben gesellschaftlich und bebrüten eine grosse Zahl von Eiern.

Man kann sehr leicht ihren lächerlichen Zorn erregen entweder durch Pfeifen, oder indem man ihnen rothe Kleider vorhält, und sie geben ihn dann durch lautes Kullern zu erkennen, oder stürzen nach den Ruhestörern hin und fallen sie mit dem Schnabel und den Flügeln an. Ueberhaupt sind sie sehr streitsüchtig, und die Männchen gerathen öfters hinter einander, wobei sie sich an den Fleischzapfen des Kopfes zu fassen suchen. Im Kampfe gegen den Haushahn zieht er, trotz seiner Körpergrösse, immer den Kürzern, weil dieser gewandter ist und seine Sporen zu gebrauchen versteht.

Das Fleisch ist vortrefflich und in manchen Gegenden werden sie in grossen Heerden gehalten.

Die **Taube** ist nicht so ganz Hausthier, wie das Huhn, die Gans oder die Ente; denn sie behält ihre Freiheit mehr. Man weist den Tauben blos einen Schlag — Taubenschlag — an, steckt ihnen hier Nester auf und lässt sie aus- und einfliegen, wie sie wollen. Wo sie sich einmal eingenistet haben, verlassen sie ihre Wohnung selten, wenn nicht Marder, Iltisse und andere Raubthiere sie verjagen. Sie brüten hier des Jahres wohl 6 — 10mal und vermehren sich stark, suchen im Sommer ihr Futter selbst auf den Feldern der Nachbarschaft und verlangen nur im Winter, wenn die Erde allenthalben zugefroren, oder mit Schnee bedeckt ist, Futter von ihrem Hauswirth, welches in Gerste, Weizen, Erbsen oder Wicken besteht. Sie fressen auch gekochte Kartoffeln gern, doch will man bemerkt haben, dass sie darnach weniger Eier legen.

Die jungen Tauben sind bekanntlich ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen allenthalben sehr beliebt, und das ist auch der Zweck, warum man Tauben hält; doch dieser Vortheil wiegt, wenn man nicht zugleich auf das Vergnügen sieht, welches diese reinlichen, sanften, zierlichen und verträglichen Thiere gewähren, den Schaden nicht auf, den sie den Getreidefeldern zur Saat- und Erntezeit zufügen.

1. Kommt, liebe Täubchen, meine Gäste!
Mit voller Hand lad' ich euch ein;
Kommt her, ihr sollt von mir auf's Beste
Mit Brod und Korn bewirthet sein.

2. Der Raum ist klein, und doch vertragen
Sie ohne Neid sich brüderlich;
Ohn' andern etwas abzujagen,
Nimmt jedes, was es hascht, für sich.

3. Nie will auch ich von Neid entbrennen;
Von dir, du frommes Volk, belehrt,
Den Andern gern das Ihre gönnen,
Dankbar für das, was mir beschert.

Weise.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0100-0

Telegraph. Eine äusserst merkwürdige Kunst ist die Telegraphie oder Fernschreibekunst, das ist die Kunst, mittelst einer eigenen Zurichtung, Telegraph genannt, eine Nachricht, einen Befehl u. s. w. in wenigen Minuten nach meilenweit entfernten Orten hin zu verpflanzen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Telegraph von dem Ingenieur Chappe in Paris erfunden. Bald legte man nun zwischen Paris und Lille, auf einer Strecke von 60 franz. Meilen, die erste Telegraphenlinie an, wozu 22 Telegraphen erforderlich waren. Auf dem Louvre war die erste Station, auf dem Montmartre die zweite u. s. w. Als diese Telegraphen in Gang gekommen waren, da bewiesen sie durch ihren Gebrauch bald die gerühmte Vortrefflichkeit, und alle Welt staunte, als sie sich überzeugt hatte, dass die Telegraphen eine Nachricht von Paris nach Lille, oder umgekehrt, wirklich in 2 Minuten mittheilen konnten. Bald wurden nun auch auf mehreren anderen Strecken Frankreichs Telegraphen errichtet und auch in andern Ländern, z. B. in England, Schweden, Dänemark, wo ihnen zum Theil eine andere Gestalt und Einrichtung gegeben wurde. Deutschland hatte erst in neuester Zeit angefangen, eine Telegraphenlinie anzulegen, nämlich die zwischen Berlin und Cöln. Auf unserer Tafel T. seht ihr noch die alte Gestalt und Einrichtung des Telegraphen abgebildet. Die neuere Einrichtung ist folgende:

Ueber der Gallerie eines Hauses ragt ein Balken senkrecht hervor, welcher beweglich einen 9—10 Fuss langen und verhältnissmässig breiten Wagebaum trägt, dessen Enden bewegbare Flügel enthalten. Mit Hülfe von Winden, Rollen und Schnüren kann der Wagebaum und sein Flügelpaar in gar viele Stellungen gebracht werden, wovon jede einen Buchstaben, ein Wort, eine Zahl etc. vorstellt, deren Bedeutung ein ausschliessendes Geheimniss gewisser Personen sein muss. Auf jeder Telegraphenlinie ist ein Telegraph von dem andern, je nach der Grösse seiner freien Aussicht dazwischen, 2—6 Stunden entfernt. Auf jedem Telegraphen sind sehr gute, stark vergrössernde Fernröhre. In dem Augenblicke, wo der zweite Telegraph die Figuren des ersten nachmacht, macht sie auch schon der dritte dem zweiten, der vierte dem dritten u. s. w. nach. So muss denn wohl die Verbreitung einer Nachricht durch die Telegraphenlinie in einer kurzen Zeit geschehen. Je weiter die Telegraphen von einander entfernt sind, desto schneller fliegt die Nachricht. Aber das gute deutliche Sehen mit Fernröhren hat seine Gränzen; 3 Stunden machen wohl die beste Entfernung aus, sowohl in Hinsicht des deutlichen Sehens mit guten Fernröhren, als auch der Schnelligkeit des Operirens.

Nach *Poppe.*

Der **Tiger**, in Asien und Afrika heimisch, ist stärker und weit grausamer, als der Löwe. Seine Farbe wechselt zwischen braun und schmutzig gelb. Er ist regelmässig quer über den Rücken und an den Füssen kreuzweise dunkel gestreift, ohne Mähne, mit rundem Kopf und starken Stirnfalten. Sein Schwanz ist lang und geringelt. Er ist immer blutdürstig; aber wenn er den Elephanten, das Krokodil, ja selbst den Löwen anfällt, oder den Menschen, den Herrn der Schöpfung, angreift, so ist es nicht Mordlust, was ihn treibt, sondern Kampflust, und zwar eine solche, die von einer edleren Natur zeugt, als man sie gewöhnlich dergleichen Raubthieren zuschreibt; denn er verschmäht es, schwächere Thiere anzugreifen. Dem Menschen ist er zwar weit nicht in dem Grade zugethan, wie der Löwe, doch liefert die Geschichte des bengalischen Tigers auch Beispiele, dass er das von dem Schöpfer den edleren Thieren eingepflanzte Gefühl nicht ganz verloren hat. Ein junger Tiger wurde aus Bengalen nach England mitgenommen und gewöhnte sich so an die Matrosen, dass sie alle mit ihm spielten. Die Hunde kamen freilich oft schlimm weg, denn wenn es ihm einfiel, Fangball mit ihnen zu spielen, so wurden sie von ihm übel zugerichtet, und in diesem Vergnügen wagte es keiner, ihn zu stören. Als er aber einmal dem Schiffszimmermann ein Stück Fleisch wegnahm, prügelte ihn dieser tüchtig durch und nahm ihm das Stück Fleisch wieder aus dem Rachen, ohne dass sich der Tiger widersetzte. Zwei Jahre nachher traf der Schiffszimmermann den Tiger in London in einem Käfig an. Mit den Aeusserungen der lebhaften Freude erkannte der Tiger in ihm seinen alten Freund wieder. Der Schiffszimmermann konnte sich, aller wohlgemeinten Warnungen ungeachtet, nicht enthalten, zu ihm in den Käfig hinein zu steigen, und wurde auch von dem Tiger mit grosser Liebe heftig umarmt. Aber nun war die Noth, wie wieder heraus zu kommen; denn der Tiger wollte ihn nun nicht mehr loslassen. Es kostete viele Mühe, den Mann von dieser gefahrvollen Umarmung wieder frei zu machen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0101-5

Tafel U. V. W.

Uhr. *Wir haben in dem einen oder dem andern Zimmer ein Werkzeug, das den schnellen Lauf der Zeit uns anzeigt, und worauf auch unser Stündlein steht, wenn der Herr über Leben und Tod in eine andere Welt uns abruft. Jenes Werkzeug ist die Uhr. — Schon im Alterthum kannte man Uhren, nämlich Sonnen-, Sand- und Wasseruhren. Die erstern konnten nur bei hellem Himmel gebraucht werden, indem der Schatten des Zeigers die Zeit anzeigte. An den beiden letztern wurde die Zeit durch Ablaufen des Sandes und durch die aus einer Röhre herabfallenden Wassertropfen angezeigt. Der Verlauf einer Stunde wurde alsdann durch einen öffentlichen Ausrufer dem Volke mitgetheilt. Schon Julius Cäsar brachte eine Wasseruhr aus Britannien nach Italien. Eine sehr künstliche dieser Art erhielt Karl der Grosse von dem damaligen Beherrscher Persiens zum Geschenk. Fleissige Mönche haben schon im 12. Jahrhundert Schlaguhren verfertigt. Peter Hele aus Nürnberg wird allgemein als der Erfinder der Taschenuhren genannt, die Nürnberger Eier hiessen.*

Die **Unze** *ist ein zum Katzengeschlecht gehöriges Raubthier, in Afrika, Ostindien und Persien, das mit dem Panther viel Aehnlichkeit, nur unregelmässigere Flecken als dieser hat. Dieses Thier ist sanfter als der Panther und Leopard, lässt sich leicht zähmen und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger führt das Thier hinter sich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, lässt er die Unze drauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder greifen und auf das Pferd nehmen lässt.*

Das wohlriechende **Veilchen** *hat fast runde Blätter, tief blaue, sehr wohlriechende Blumen, wächst überall in Gebüschen und an sonnigen Rainen und blüht schon im ersten Frühling. Sein angenehmer Duft und sein verborgener Standort haben es zum Bilde der Bescheidenheit gemacht.*

1. *Was erfüllt mit süssem Duft*
   Rings umher die blaue Luft?
   Ist's die Tulp' in Farbenpracht?
   Ist's die Eich' in ihrer Macht?

2. *Nicht den Tulpen, nicht den Eichen*
   Mag ein solcher Duft entweichen;
   Tugend paaret sich nicht immer
   Mit der Grösse, mit dem Schimmer.

3. *Unter'm Gras in tiefer Stille*
   Blühen Blümchen, einfachblau,
   Spenden dieses Duftes Fülle
   Ueber unsre ganze Au.

J. H.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0102-0

Weintrauben. *Das eigentliche Vaterland des Weinstocks ist Asien, besonders die Gegend um den Ararat. Von dort ist er aber schon in alter Zeit nach Europa verpflanzt worden, wo er in allen wärmeren Gegenden gedeiht. Der Wein mag wohl als ein herrliches, den Müden und Kranken erquickendes, den Niedergeschlagenen erfreuendes Geschenk Gottes betrachtet werden, und wer es haben kann, mag dieses täglich geniessen. Nur muss man es so geniessen, dass wirklich nur das Herz erfreut wird, und nicht der Bauch dabei in seine tolle Lustigkeit geräth, wobei er mit dem Verstande und dem Herzen durchgeht und beide zu Sachen hinreisst, die nicht gut und recht sind.*

Es gibt gar viele Abarten vom Weinstock, die wohl meistens durch Cultur entstanden sind. Eine Abart z. B. hat ganz kleine Beerlein, in denen gar keine Kerne sind. Daraus werden, wenn man sie trocknet, die sogenannten kleinen Rosinen gemacht, während die grossen Rosinen getrocknete Weinbeeren von den gewöhnlichen Traubenarten sind.

Schubert.

Wagen. *In der Mitte unsrer Tafel sehen wir einen schön gebauten vierräderigen Wagen (Chaise), worin — nach den in glänzende Livree gekleideten zwei Bedienten und überhaupt nach der Umgebung zu schliessen — ein gar vornehmer Mann vom Militairstande sitzt. Der Wagen ist mit zwei leichtfüssigen Pferden bespannt, die der stolz auf dem Bocke thronende Kutscher eben anhält, da ein vor dem Wagenschlag stehender Herr mit tiefer Verbeugung dem Darinsitzenden einen Brief, vielleicht eine Bittschrift, zu überreichen im Begriffe steht. Dergleichen Supplicanten mögen wohl solch hohen Herrschaften, wie die im Wagen sitzende, gar oft begegnen, und diese haben wahrlich oft auch ihre liebe Noth und können beim besten Willen oft kaum einem geringen Theile, geschweige denn allen, ihre Wünsche und Anliegen befriedigen.*

Die **Wasserjungfern,** *auch Libellen genannt, zeichnen sich durch ihren schlanken, dünnen Leib aus. Sie beleben in leicht dahin schwebendem Fluge die Ufer der Gewässer. Eine der schönsten ist die Jungfraulibelle, deren Flügel prächtig dunkelblau, in der Mitte oder am Ende dunkelbraun sind. Eine andere Art ist die Mädchenlibelle, die sich durch ihren ungewöhnlich dünnen Körper von hellbrauner Farbe auszeichnet. Ihre Flügel sind glashell.*

Libellentanz.

1. *Wir Libellen hüpfen in die Kreuz und Quer,*
   Auf den Quellen und den Bächen hin und her.
2. *Schwirrend schweben wir dahin im Sonnenglanz:*
   Unser Leben ist ein einz'ger Reigentanz.
3. *Wir ernähren uns am Strahl des Sonnenlicht's,*
   Und begehren, wünschen, hoffen weiter nichts.

4. Mit dem Morgen traten wir in's Leben ein;
Ohne Sorgen schlafen wir am Abend ein.

5. Heute flirren wir in Freud' und Sonnenglanz,
Morgen schwirren andre hier im Reigentanz.

Ernst Richter.

Der **Wespenkäfer** *ist gelb, an den Seiten schwarz bandirt und hat einen gelb behaarten Halsschild.*

Die **Wanderkrabbe**, *die zu den Landkrabben gehört, ist handgross, blutroth und gelb gefleckt und findet sich vorzüglich auf den Antillen. Sie hält sich auf dem Lande auf, besucht aber jährlich in grossen Zügen einmal das Meer, um ihre Eier abzusetzen. Ist dieses geschehen, so kehren sie wieder nach den hochliegenden Orten zurück, wo sie die übrige Zeit des Jahres verleben. Sie graben sich geräumige Höhlen in die Erde, worin sie den grössten Theil des Tages zubringen und nur des Nachts auf Nahrung ausgehen. Sie laufen sehr geschwind und suchen, wenn ihnen Gefahr droht, schnell ihre Höhle zu erreichen. Indem sie sich dahin zurückziehen, machen sie die Scheeren auf und zwicken nach Allem, was sie erlangen mögen. Dabei lassen sie gemeiniglich eine oder beide Scheeren und oft selbst einige Füsse fahren, die sich aber bei der nächsten Häutung wieder erzeugen. Man findet sie zu allen Jahreszeiten, am häufigsten aber zur Legezeit, im Monat Mai, wo die Erde in buchstäblichem Sinne des Wortes von ihnen bedeckt sein soll, und es alsdann fast unmöglich ist, sich vor ihnen zu schützen. Sie kommen in die Häuser, selbst in die Schlafzimmer, wo sie bald mit ihren grossen Klauen kratzen, bald mit lautem Geklapper durch die Gänge laufen. Um diese Zeit werden sie dann in Menge gesammelt und gegessen.*

Die **Weinbergschnecke** *wird 2—3 Zoll lang. Sie wird gegessen und gibt auch eine nahrhafte Suppe; man mästet sie sogar in kleinen Gehegen. Im Winter verschliesst sie sich mit einem Deckel.*

Das **Wallross** *oder Seepferd ist ein den Robben verwandtes und ähnlich gebautes Säugethier, von diesen aber wieder durch zwei grosse, aus dem Oberkiefer fast 2 Fuss lang nach unten stehende Hauzähne wesentlich unterschieden. — Das Wallross erreicht eine Grösse bis zu zwanzig Fuss. Sein Aufenthalt sind die Polargegenden, wo ihm die Wallfischfänger theils wegen des Thrans, theils wegen jener Zähne eifrig nachstellen, die noch in höherm Werthe als das Elfenbein stehen. —*

Wenn das Thier angegriffen wird und sich verwundet fühlt, geräth es in eine furchtbare Wuth. Kann es seinen Gegner nicht erreichen, so zerwühlt es mit seinen Zähnen die Erde. Hat es den Gegner vor sich, so stürzt es sich, indem es den Kopf auf seine Füsse stemmt, vom Ufer in's Meer. Wird es im Wasser angegriffen und sind ihrer eine Anzahl beisammen, so kommen sie mit ungemeiner Kühnheit einander zu Hülfe. Jetzt fliehen sie nicht, sie greifen vie-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0104-1

mehr an und suchen die Boote mit ihren Zähnen unter das Wasser zu drücken oder sie zu durchstechen. Dabei und bei ihren Kämpfen mit den Eisbären, woraus sie stets als Sieger hervorgehen, büssen sie manchmal einen ihrer Zähne ein und sind dann nicht mehr gefährlich. Ist ein Wallross harpunirt, so werden oft gleich mehrere zusammen erlegt, denn sie eilen dem verwundeten Gefährten zu Hülfe und suchen ihn zu befreien.

Tafel X. Y. Z.

Die **Ziege** *ist munterer und muthwilliger als das Schaf. Die hohlen, runzlichen Hörner biegen sich gegen das Ende hinauswärts und werden bei dem* **Ziegenbocke** *oft sehr gross. Der Bart gibt dem Thiere ein besonderes Ansehen. Das verschiedene Klima und andere Umstände haben auch bei diesem Hausthiere mannigfaltige Spielarten erzeugt. Unter allen zeichnet sich die angorische oder Kameelziege durch ihre langen, seidenartigen Haare aus, woraus man Kameelgarn und die Shwals verfertigt.*

Die Ziege ist weit verbreitet, wird aber besonders in Gebirgsgegenden gehalten. Sie klettert gern, ist naschhaft, neugierig und launisch; besonders streitsüchtig sind die Ziegenböcke und die alten Geisen (weibliche Ziegen).

Das Fleisch der jungen Ziege ist wohlschmeckend, das der Böcke zäh und übelriechend. Die Milch ist sehr gesund; auch gewinnt man von den Ziegen Talg und aus dem Fell macht man Corduanleder.

Die **Zwiebel,** *welche aus dem Morgenland stammt, und von der Mutter so häufig in der Küche gebraucht wird, ist eine euch hinlänglich bekannte Pflanze. In warmen Ländern, z. B. in Aegypten, sind sie wohlschmeckender, als bei uns und lange nicht so scharf, sondern lieblich wie Nusskern. Dort isst man sie roh und gebraten und die Türken sind so an diese Speise gewöhnt und lieben sie so sehr, dass sie sagen, sie möchten nicht einmal im Himmel sein, wenn es dort keine Zwiebeln zu essen gäbe. Ich denke aber, wer einmal ordentlich in den Himmel käme, der würde dort gern die Zwiebeln vergessen und noch mehr dazu.*

Nach Schubert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0105-6

Zirkel *ist bekanntermassen ein Werkzeug von Stahl, Messing, auch wohl von Holz, gemeiniglich aus 2 oben in einem Kopfe, in einem Gewinde beweglichen, unten aber spitzigen Schenkeln bestehend, womit man nicht allein einen Umkreis beschreiben, sondern auch den vorkommenden Grössen andere ähnliche nachmachen und abtragen kann. Die Unentbehrlichkeit eines solchen Instruments in der ausübenden Geometrie sowohl, als in allen übrigen damit verbundenen Wissenschaften ist ebenso leicht abzusehen, als die Verschiedenheit desselben in Rücksicht des davon zu machenden Gebrauches; daher denn auch die verschiedenen Benennungen desselben: Bogenzirkel, Hohlzirkel, Reisszirkel, Stangenzirkel u. s. w.*

Zeitung. *In der Mitte unsrer letzten Tafel seht ihr einen Mann behaglich in seinem Lehnstuhl sitzen und die Zeitung lesen. Diese bringt ihm das Neueste, was im In- und Auslande vorgeht, und aus dem ernsten Blick zu schliessen, womit er den Zeilen in gespannter Aufmerksamkeit folgt, mögen die Nachrichten wohl von grosser Wichtigkeit für ihn sein. Für uns, liebe Kinder! sind sie's vielleicht weniger; darum lassen wir ihn sitzen hinter dem mächtig grossen, dreispaltigen Blatte mit seinen langen Artikeln, und wenden uns zu dem, uns gewiss mehr interessirenden —*

Zaunkönig. *Unter den Königen der Erde, liebe Kinder! gibt es auch einen Zaunkönig; der hat sein Königreich unverkürzt behalten seit dem 5. Schöpfungstage bis auf den heutigen Tag; doch hat auch er seine Feinde; der grösste derselben ist die Kälte, gegen die er äusserst empfindlich ist. Darum ist das Vöglein denn auch in steter Bewegung und wählt sein Nachtquartier sehr vorsichtig an solchen Stellen, die vor der Kälte geschützt sind. Wie ihm ein warmer Platz über Alles geht, davon kann sich ein Vogelfreund überzeugen, wenn er mehrere Zaunkönige in einen Käfig sperrt. Um die Zeit des Dunkelwerdens zanken sie sich stets um den wärmsten Platz im Innern des Käfigs. Der Stärkste nimmt ihn am Ende in Besitz, während die übrigen um ihn herum nach dem Masse ihrer Kraft Platz nehmen.*

Der Zaunkönig ist uns durch das Wegfangen schädlicher Insekten, sowie durch das Vertilgen ihrer Eier und Larven sehr nützlich. Sein Nest baut er ausgezeichnet künstlich in Form eines Kruges mit einer kleinen Oeffnung. Die Eier sind weiss, mit rothen Pünktchen besetzt. — In Deutschland hat der Zaunkönig seine Zugvogelnatur abgelegt und bleibt daz ganze Jahr bei uns, und da ist uns denn im Winter seine Stimme, die er in den Gärten so hell erklingen lässt, besonders angenehm.

Sänger auf bereiftem Eis,
Lehr' uns auch im Schnee und Eis
Preisen dessen Herrlichkeit,
Der im Winter uns erfreut!

Das **Zitrinchen** *(Zitronen-Zeisig) ist ein niedlicher Vogel von grüngelber Farbe mit aschgrauem Nacken und Halsseiten. Das Weibchen hat dunklere Farben, der Oberrücken zeigt einige olivenbraune Striche und der Unterleib ist*

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0106-2

bleich-schmutziggelb. Er lebt im südlichen Europa und ist in den Tannenwäldern der Schweizer und Tyroler Alpen gemein. Im Herbste wandert er heerdenweise in niedrige Gegenden. Im Gesang und Benehmen gleicht er dem Erlen-Zeisig und nährt sich von den Samen der Tannen und verschiedenen Alpenpflanzen. Sein künstliches Nest baut er in dicke Tannen und legt 4—5 Eier.

Das **Zebra** ist in ganz Süd- und Mittelafrika zu Hause. Obgleich es dem Esel näher steht, als dem Pferde, ist es dennoch eins der schönsten Säugethiere. Die regelmässigen am Kopfe und Leibe abwärts laufenden braunen Streifen auf blassgelblich weissem Grunde geben ihm ein ungemein zierliches Ansehen. Es ist sehr menschenscheu und hält sich am liebsten in Wüsten auf. Es ist so wild und unbändig, dass es sich nur mit grosser Mühe zähmen lässt. Die Zähmung der Zebra's wird einmal den Afrikanern grossen Vortheil bringen, denn sie lassen sich auch zum Ziehen abrichten, laufen sehr schnell und sind mit schlechtem Futter zufrieden, wie der Esel. Ausserdem liefern sie auch noch ein geniessbares Fleisch und den Kürschnern die sogenannten Seepferdfelle.

Zucker. Das Zuckerrohr wächst ursprünglich nur in Ostindien, wird aber jetzt in vielen warmen Ländern von Amerika und Afrika gezogen, wohin es durch die Europäer gebracht ist. Auf gutem Boden erreicht es oft eine Höhe von 19—20 Fuss, auf schlechterm wird es nur halb so hoch. Das höhere ist saftreicher, das niedrigere gibt mehr Zucker. Die Halme sind knotig und enthalten ein weiches, süsses Mark. Sie haben, wie unser gemeines Rohr, sehr lange, breite Schilfblätter, die aber unten nach und nach abfallen. Nur oben bleibt ein Blattbüschel, aus dessen Mitte sich ein Büschel weisser, wollichter Blüthen erhebt. Erst 12—18 Monate, nachdem es gepflanzt worden ist, reift das Zuckerrohr, die Rinde wird alsdann gelblich, das Mark bräunlich. Die Zeit der Ernte ist gekommen: nun wird es abgeschnitten und in mehrere Stücke zertheilt, die sogleich auf die Mühle gebracht und mittelst hölzerner Walzen ausgepresst werden. Dies ist aber eine gar beschwerliche und zugleich gefährliche Arbeit, denn da sich das Zuckerrohr nicht aufbewahren lässt, sondern schon nach 24 Stunden verdirbt, so müssen die Neger in der Zeit der Zuckerrohr-Ernte oftmals Tag und Nacht vor den Walzen stehen und das Zuckerrohr dazwischen schieben. Dabei werden sie dann öfters schläfrig und kommen, ohne es zu merken, zuweilen mit einem Finger zwischen die Walzen, die dann sogleich den Finger und darauf die Hand zwischen sich hinein rädern und ganz zerquetschen. Darum steht immer einer mit einem scharfen Beile dabei, der sogleich den Finger oder die Hand abhaut, wenn sie hineingekommen ist, damit nicht der ganze Mensch gerädert wird. Wir alle lassen uns den Zucker gut schmecken und bedenken nicht, wie sauer es bei dessen Zubereitung unsern armen schwarzen Brüdern geworden ist.

Ist der Zuckersaft aus dem Rohre gepresst, so wird er in Kesseln eingesotten, durch Thon gereinigt und zu Zucker gemacht. Man kennt den Gebrauch desselben in Deutschland erst seit dem 15. Jahrhundert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0107-7

Räthsel und Charaden.

I.

Ich bin ein erquickliches Sauerbrönnlein,
Gefaßt in ein zierliches goldnes Tönnlein,
Entsprungen im fernen Südenland,
Doch hin an alle Orte versandt.

II.

Ich stehe als Schranke,
Ich laufe als Ranke,
Ich mache, daß Bücken
Dir schaffet Erquicken;

Ich trage Milchnäpfchen
Auf kleinem Köpfchen,
Die blutig sich färben,
Wenn Näpfchen in Scherben.

III.

1. Wie heißt der mächtigste Monarch,
Der je zur Welt erschienen,
Und dem wir Alle bis zum Sarg
Mit regem Eifer dienen?

2. Er, der gefährlichste Despot
Und der Verführer größter,
Der schnellste Retter in der Noth,
Der allerbeste Tröster?

3. Wer ist's, den alle Welt verehrt,
Der unsre Ruh' vergiftet,
Der Glück und Unglück uns beschert,
Der Krieg und Frieden stiftet?

4. Wer ist's, vor dem die Welt sich beugt,
Und das sie schmeichelnd ehret,
Das unsre Sorgen leicht verscheucht
Und unsre Sorgen mehret?

5. Und kurz, was ist's, das uns erhebt,
Beglückt und quält auf Erden?
Das Jeder zu erlangen strebt,
Um's — wieder los zu werden?

IV.

Ich, ein kleines Thierchen, bin
Die geübt'ste Jägerin:
In den Winkeln, an den Mauern
Pfleg' ich auf das Wild zu lauern,
Ohne Hund und Schußgewehr.
Netze spann' ich um mich her,
Und mein Tisch bleibt selten leer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0108-2

V.

Bäume sind es, an denen ich hange;
Tücher sind es, in denen ich prange;
Bänder sind es, welche ich halte;
Blumen sind es, die ich entfalte,
Wenn mich der Stickerin Finger führt,
Und mein Stachel den Grund berührt.

VI.

Was bewegt man, um Fische zu fangen,
Und in die Stube zu gelangen?

VII.

Eine nennt im Garten sich
Wie am Himmel die vielen,
Nickt und neigt sich, wenn mit ihr
Die gleichgenannten spielen.

VIII.

Zwei Schwestern kenn' ich, laßt euch sagen,
So ähnlich sah ich Schwestern nie,
Auch würden sie sich stets vertragen,
Entzweiten nicht die Eltern sie.
Ein Vorurtheil läßt Eine unterdrücken,
Und während Jene Sorg' und Unterricht
Von zart'ster Jugend auf beglücken,
Bekümmert man um die sich nicht;
Drum bleibt sie ungeschickt,
Wenn ihre Schwester malt und stickt
Und schreibt und spielt und spinnet.
Nur tanzen, wie man spricht,
Nur tanzen können beide nicht. —
Ihr seht die Schwestern oft, wenn ihr euch recht besinnet.

IX.

Zwei kleine Silbchen reichen weit,
Bezeichnen die Vergänglichkeit,
Die Gegenwart und Zukunft gleich
Und dauern fort im Himmelreich.

Nur noch ein Silbchen dran gereiht,
Das uns der holde Frühling beut,
Dann wird das Ganze in der Zeit
Ein Sinnbild der Unsterblichkeit.

X.

Die zwei letzten Silben sind
Spiele für des Knaben Hand;
Mancher tapfre Mann gewinnt
Sie im Kampf für's Vaterland;
Wo das Erste lieblich rinnt,
Hüpft das Ganze froh am Rand.

XI.

Fruchtbarkeit und Labung spenden
Auf die trockne Au' und Flur
Die zwei ersten. Pfeile senden
Die zwei letzten. Die Natur
Hat nichts Schön'res, als das Ganze:
Denn im höchsten Farbenglanze
Prangt es an des Himmels Zelt,
Wie durch Zauber hingestellt.

XII.

Meine beiden ersten nennen
Dir ein schwarzes Brüderpaar,
Das treu, ohne sich zu kennen,
Immer mein Begleiter war,
Und sich, ohne mich zu lieben,
Oft für mich hat aufgerieben.

Gleichbedeutend war die dritte
Sonst mit Sklave, aber jetzt
Bleibt nach Menschlichkeit und Sitte
Seine Freiheit unverletzt.
Und das Ganze muß von beiden
Erstern harte Tritte leiden.

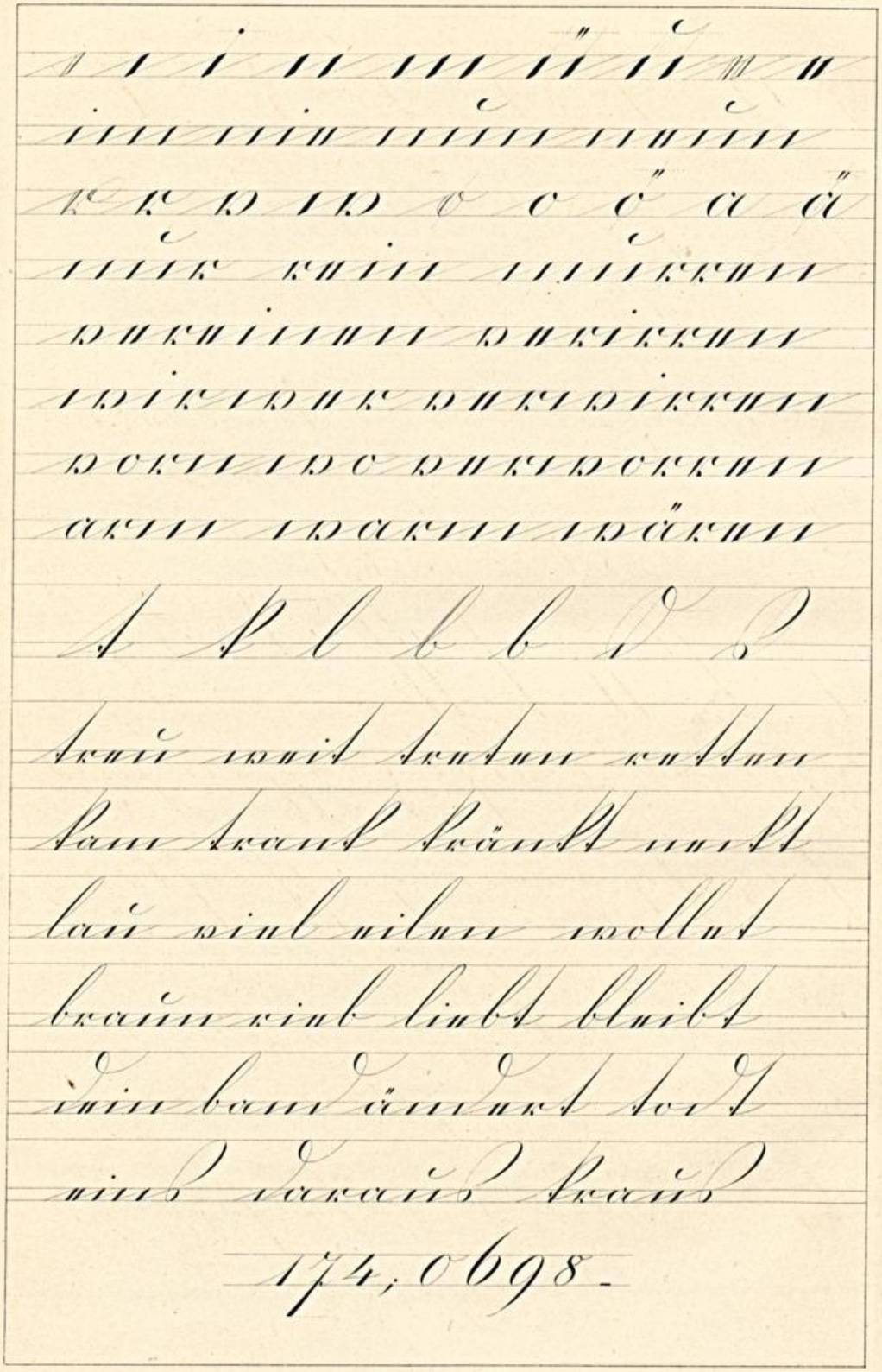
XIII.

Die beiden ersten in alter Zeit
Fand stets man zum Kampfe und Streite bereit;
Sie mochten in Schlachten und in Turnieren
Gar gerne sich mit der letzten zieren.
Das Ganze suche auf bunter Flur
Als eine Gabe der Mutter Natur.

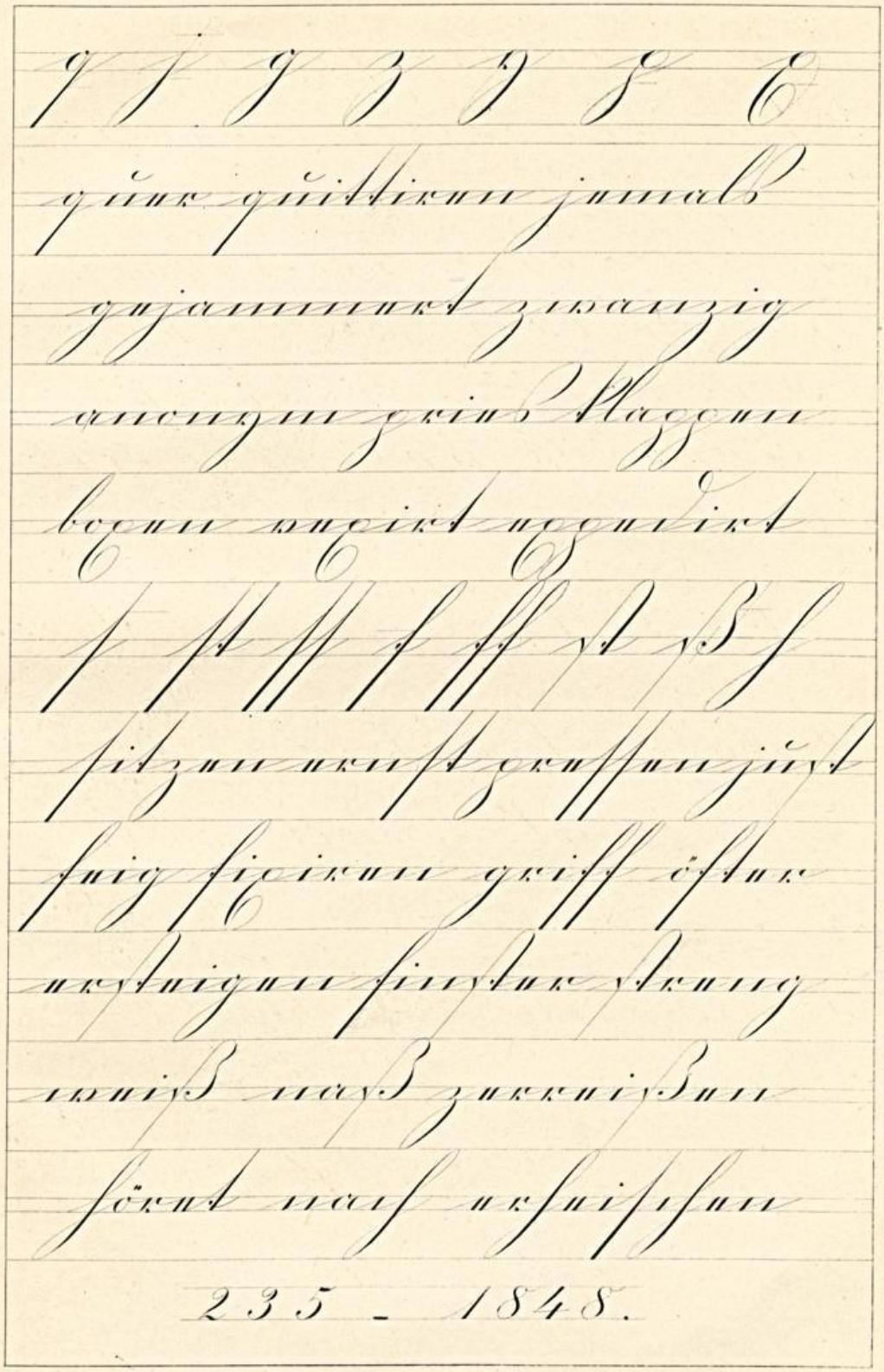
XIV.

In jeder Gegend, wo man Art und Richtscheit kennt,
Siehst du die erste Silb' entstehen.
Die Pflanze, welche dir die zweite Silbe nennt,
Muß ganz aus ihrer Hülle gehen,
Eh' man sie nützt. Ein Theil der ersten ist die dritte,
Und Mädchen, die der Häuslichkeit
Und stillem Fleiße sich nach alter deutscher Sitte
Mit Unbefangenheit geweiht,
Die liefern gern den Stoff zum Ganzen,
Statt sich auf Bällen krank zu tanzen.

Auflösung: I. Citrone. II. Erdbeere. III. Geld. IV. Spinne. V. Nadel. VI. Angel. VII. Winde. VIII. Hände. IX. Immergrün. X. Bachstelzen. XI. Regenbogen. XII. Stiefelknecht. XIII. Ritterſporn. XIV. Hausleinwand.



174,0698.



235 – 1848.

O O O O J J

Caesar Cäsar Anfang

Fürstung Fist Faust

P P V V W K

Paul Franz Kazarus

Russias Reise Rinse

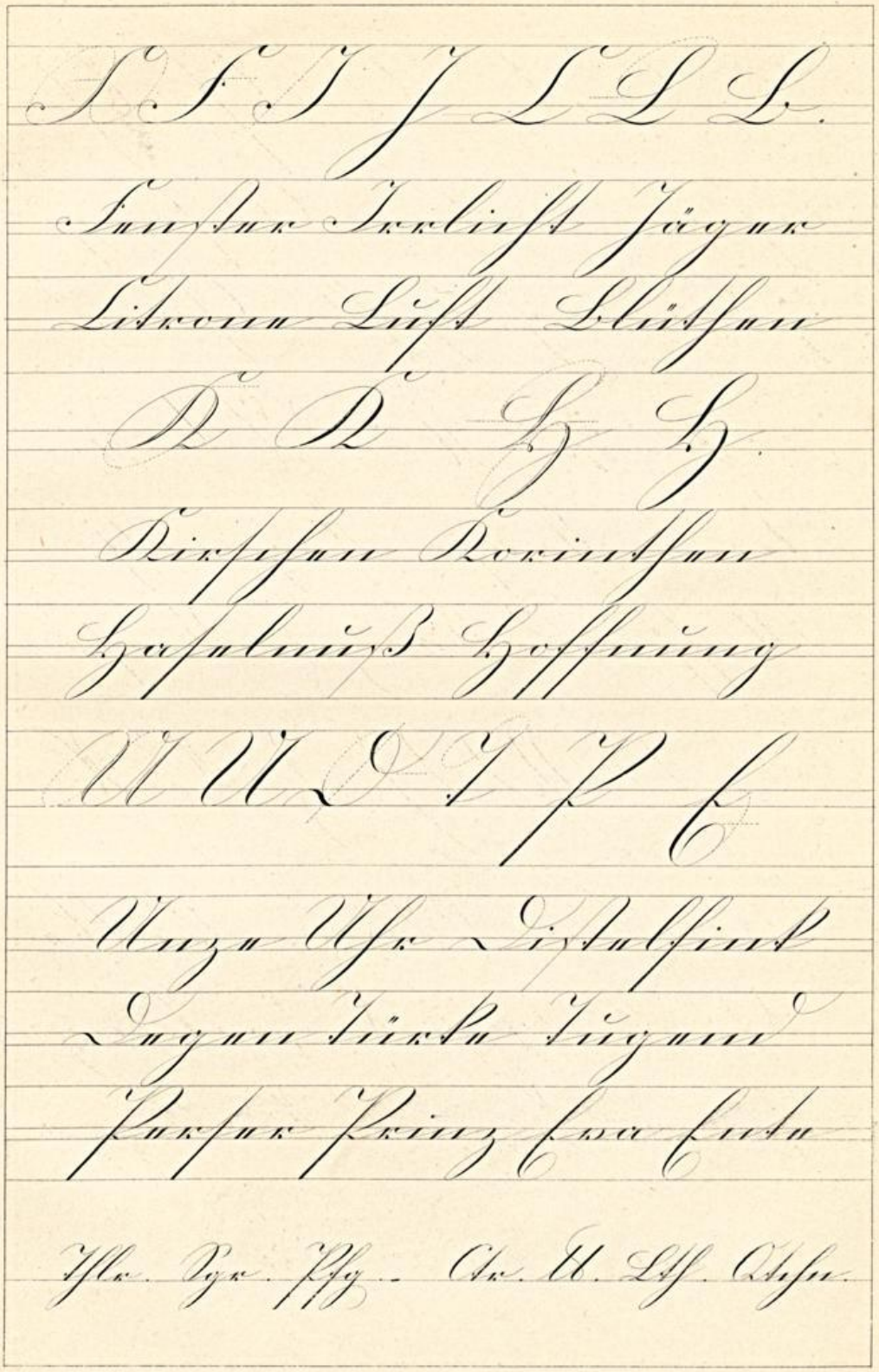
D D W J Z X X

Quelle Wanderkrabbe

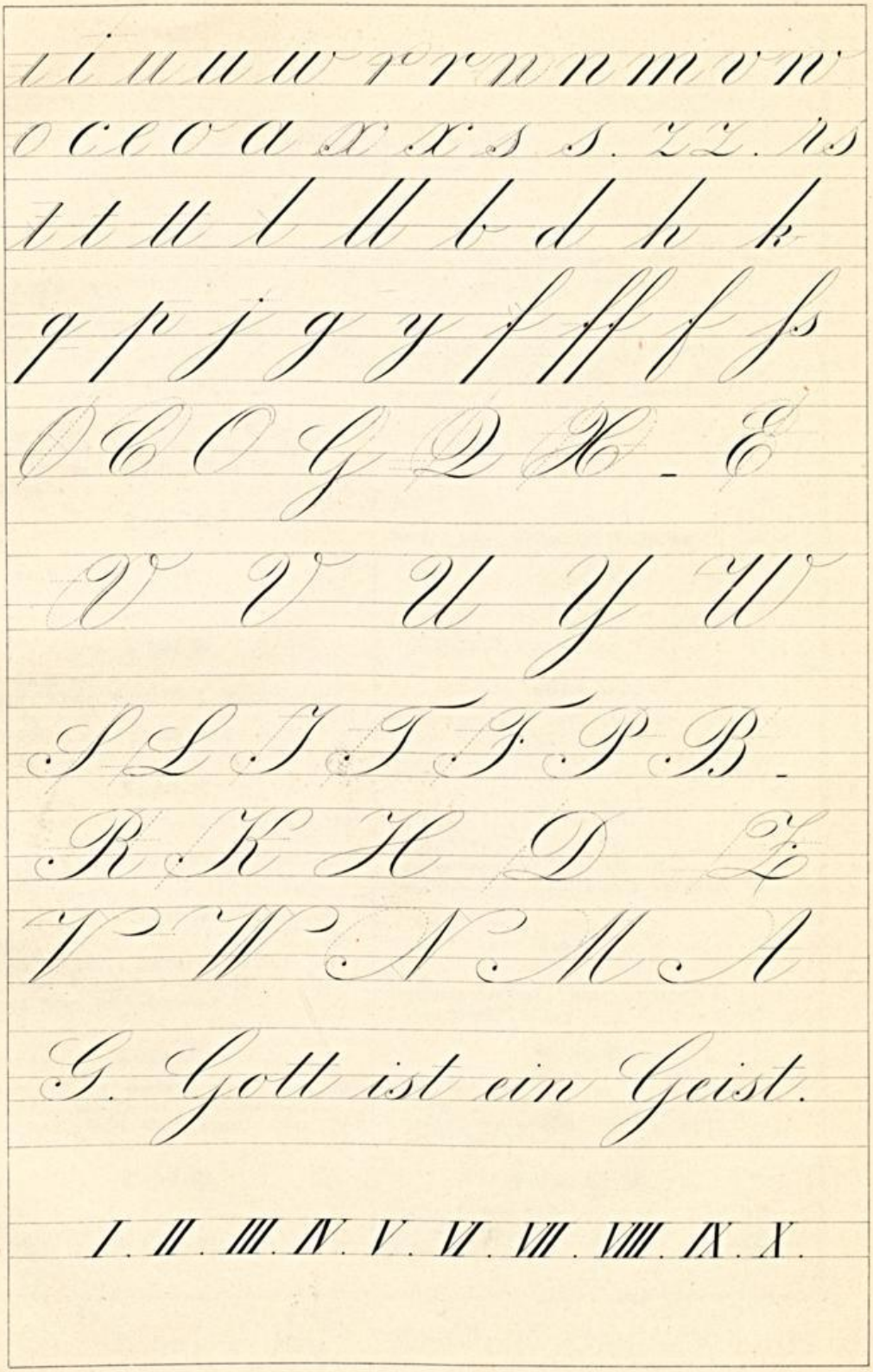
Post Pfahl Zustimmung

Zinse Kreuz Kontinent

151½ 246¾ 3780⅝



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-37-p0117-2


i u w r n m v w
c o a x s z ß
t l b d h k
g p j y f ß
V U W
S L I T F P B
R K H D Z
G. Gott ist ein Geist.
I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. X.

Inhaltsverzeichniß.

Tafel A.

Seite

Adler, Affe, Ast 1
Apfel, Ackersmann, Acker, Ackerpferde . 2
Aehre, Aster, Armbrust, Art, Anker . . 3
Angel, Aal 4

Tafel B.

Bär 4
Blumenliebhaber, Brief, Brille, Blumentöpfe, Bank, Becher, Buch, Bandmesser 5
Ball, Beil, Bohrer, Band, Birne, Blüthe, Biene 6

Tafel C.

Chinese 8
Clausner, Capelle, Chamäleon 9
Cacaobohnen, Casuar, Camellia . . . 10
Citrone, Canarienvogel 11

Tafel D.

Damhirsch 11
Dachs, Dame, Dampfschiff, Dintenfaß, Dose 12
Denkmal, Dreschflegel, Degen, Dolch, Distelfink, Disteln 13

Tafel E.

Esel, Eselstreiber, Ente, Eier 14
Elle, Elephant 15
Eule, Eichel, Eichhörnchen, Erdbeere, Epheu 16
Eidechse 17

Tafel F.

Fuchs 18
Fledermaus, Feder, Federmesser, Flöte . 19
Fingerhut, Feuerstahl, Feile, Fasan . . 20
Flachs, Feige, Fisch, Fischotter 21
Frosch 22

Tafel G.

Gärtner, Gurken, Garben 23
Georgine, Gänseblume, Goldhähnchen, Guitarre, Geld, Gabelschwanz, Glas 24
Gabel, Giraffe, Grille 25

Tafel H.

Hirsch 25
Hase 26
Hirschkäfer, Heuschrecke, Haifisch . . . 27

Seite

Haselnuß, Herbstzeitlose, Hafer, Hirse . . 28
Himbeere, Huhn, Henne, Hahn 29

Tafel J.

Iltis, Jasmin, Johannisbeere, Insekten, (spanische Fliege, Hornisse, ... 30
Johanniskäfer, Blumenkäfer, Jacobäerin, Termite) Jäger 31
Jagdfalke 32

Tafel K.

Kameel, Kaffe 33
Krokodil, Krebs 34
Kirsche, Katze, Kaninchen, Kornmühle . 35

Tafel L.

Lilie, Ligusterschwärmer 36
Laternenträger, Lama, Lachs, Luftballon, Leuchtthurm, Löwe, Lerche 37

Tafel M.

Magnolie, Mispel, Maulbeerbaum, Melone, Mandel, Marquetenderin . . . 38
Marder, Mäuse, Maulwurf 39
Maulwurfsgrille, Maikäfer, Meise . . . 40

Tafel N.

Nachtwächter 40
Nachtschatten, Nest, Nadelfische, Nuß . . 41
Nachtigall, Nelke, Nesselspanner, Nashorn 42
Natter 43

Tafel O.

Ochs 43
Ohrwurm, Oelbaum, Oliven, Orange, Orden, Obelisk, Orgel 44

Tafel P.

Pfau, Perser 45
Pflaume, Pfirsich, Passionsblume, Panzerfisch, Patrontasche, Pistole, Pfeil, Pfeilköcher, Pfeilbogen, Pferd . . . 46

Tafel Q. R.

Quaste, Quitte, Rose 47
Reis, Reh, Ratte 48
Raupe, Rennbahn 49

Tafel S.

Seite

Stachelschwein, Stachelbeere, Stechapfel, Seeteufel 50
Seidenraupe, Schwan, Spinne . . . 51
Scorpion, Seeschiff, Seesturm 52

Tafel T.

Tollkirsche, Thee 53
Türke, Truthahn, Taube 54
Telegraph, Tiger 55

Tafel U. V. W.

Seite

Uhr, Unze, Veilchen 56
Weintrauben, Wagen, Wasserjungfer . . 57
Wespenkäfer, Wanderkrabbe, Weinbergschnecke, Wallroß 58

Tafel X. Y. Z.

Ziege, Zwiebel 59
Zirkel, Zeitung, Zaunkönig, Zitrinchen . 60
Zebra, Zucker 61

Räthsel und Charaden . . . 62